N12<517878127 021

ubTÜBINGEN

II.

Die ostindische Visitationsreise des Inspector Josenhans im Jahr 1851—1852.

(Von ihm selbst beschrieben.)

(Fortsetzung von Heft IV., Jahrgang 1853, S. 233.)

B. Reise durch die Provinz Canara.

1. Reise nach Mulki. Aufenthalt in Mulki. Besuch auf den Außenstationen Utschilla und Gudde. Fortsetzung der Reise nach Honor. 15—19. Nov.

Ungeachtet die Angelegenheiten der Station Mangalur noch nicht so weit geordnet waren, wie ich es wünschen mußte, durfte ich doch nicht länger daselbst verweilen, wenn ich die Visitation der Südmahratta-Stationen bis Weihnachten vollenden wollte, was nothwendig geschehen mußte, wenn mein Reiseplan eingehalten werden sollte. Die Geschäfte und Verhandlungen in Mangalur mußten deßhalb vorerst abgebrochen werden. Dieß ist sonst immer mit einem Gefühl der Unlust verknüpft. In diesem Fall durfte ich hoffen, bei meiner Rückkehr von der Visitation der verschiedenen Districte, bereichert mit neuen Anschauungen, Erfahrungen und Einsichten, nur um so zweckmäßigere Anordnungen treffen zu können. Ich setzte daher die Abreise von Mangalur auf den 15. Nov. fest. Miss. Mögling, den ich bat, mein Führer und Dolmetscher auf der Reise zu seyn, hatte bereits alle nöthigen Anstalten getroffen. Wir beide

wollten mit einander zu Land an der Küste hinaufgehen. Mein Neffe sollte mit unserem Knechte zu Schiff nach Honor reisen und dort mit uns zusammentreffen. So brach ich denn am 15. Nachmittags mit Miss. Mögling auf. Das Ziel für diesen Tag war die Stadt Mulki, 6 Stunden nördlich von Mangalur, damals unsere einzige ländliche Station im Tululande und die einzige Station, außer Mangalur, im Canara-Gebiet,*) die damals besetzt war.

Wir reisten mit der Post. Man wird, wenn man so reist, von sogenannten Kulis getragen, entweder im Palankin oder in der Manschil. Wir wählten der Wohlfeilheit wegen das Letztere. Die Manschil ist eine hölzerne Bettrahme, mittelst eiserner Stangen an eine Bambusstange befestigt, über welche ein großes viereckiges Dach, aus zwei Palmblättern verfertigt, nach der Sonne drehbar, ausgebreitet ist. Auf diese Rahme wird ein Teppich oder eine kleine Matratze gelegt, auf welcher der Reisende sich ausstreckt. Acht Träger, je vier abwechslungsweise, nehmen diesen Postwagen an den Enden der Bambusstange auf die Schulter, und laufen in einem leichten, kurzen Trab davon. Alle drei 3—4 Stunden bekommt man neue Träger, deren jeder für seine Dienste 12 Kreuzer bekommt. Es ist dieß die wohlfeiste Art zu reisen. Es gibt Meilen weit keine eigentlichen Straßen, nicht einmal Fußwege nach deutscher Art. Man kann also nicht fahren, sondern nur gehen oder reiten. Will man auf den kleinen ostindischen Pferdchen reiten, so kann man nur 6—8 Stunden täglich zurücklegen und findet oft nicht einmal ein ordentliches Nachtlager, muß dann einen Pferdeknecht und einen Kuli, der das Futter trägt, haben, und wenn das Pferd nicht gut ist, muß man öfters noch einen Rasttag machen. Mit der Post geht es Tag und Nacht fort, so daß man täglich 24—30 Stunden zurücklegen kann. Mein Gefühl sträubte sich lange dagegen, daß

*) Das Tululand ist der südliche Theil von Canara. Honor, das in Nord-Canara, dem alten Haiva, liegt, war seit einigen Jahren nicht besetzt.

ich mich sollte von Menschen tragen lassen; allein bei näherer Ueberlegung mußte ich mich überzeugen, daß ich mich der Nothwendigkeit fügen müsse, wenn ich nicht Wochen auf der Reise geradezu verlieren wolle. So ging's also in der Manschil von der Balmattha herab durch die Straßen Mangalurs, durch die Vorstadt Bockapatna und das Fischerdorf. Ich mußte über mich selbst lachen, so oft mir Jemand begegnete, so wenig Neues und Sonderbares die Leute darin fanden, welche Eingeborne und Europäer täglich in dieser Weise daher ziehen sehen. Am wunderlichsten aber war mir der einförmige Gesang der Palankinträger, die beständig hehо — hahо — humhum mehr stöhnen als singen. Später aber war ich froh, wenn die Träger so sangen, als ich in Gegenden kam, wo sie nicht singen und ich von den taktlos gehenden Kulis immer nach vier Richtungen zugleich geschüttelt wurde. Endlich kamen wir an den Fluß. Die beiden Tragbahren wurden in einen Kahn gebracht; uns trugen die Schiffer auf den Schultern in einen andern. Die Kähne sind schmal und schlecht, nichts als ausgehöhlte Baumstämme. So armselig aber das Fahrzeug war, so reich die Ufer umher. Zu unterst am Strom sieht das Zollhaus noch aus den Bäumen hervor. Von dort herauf zieht sich der Palmenwald, in welchem Mangalur verborgen liegt. Hier am Landungsplatz der alte Thurm aus Tippu Sultans Zeit, die Sultans-Batterie genannt. Da die nackten schwarzen Felsen. Jenseits die Landzunge, die den Strom vom Meer trennt, mit weißem Sandufer, hinter welchem abermals Palmen-Reihen sich erheben, aus welchen hie und da eine Hütte hervorschaut. Zehn Minuten dauerte etwa die Ueberfahrt. Dann stiegen wir das sandige Ufer hinan, dessen Anblick aus der Nähe mir einen frohen Augenblick bereitete. Da fand ich ja alte Bekannte in großer Zahl aufs Herrlichste geschmückt. Die schönen Winden, die wir in unsern Gärten pflegen, und an Pfählen hochziehen, kriechen hier in der schönsten Farbenpracht, aber größer und vollkommener als zu Hause, im Sande fort. Daneben eine Blume, die mir den Namen „Buschnelke" auf einmal klar

machte. Die Pflanze selbst ist unsere Gartennelke; die Blume aber, die sie trägt, ist ein großer gelblich weißer Busch, ganz unähnlich der gewöhnlichen Gartennelke. Ich war hoch erfreut über diese Blumenwelt im dürrsten, weißen, tiefsten Sand. Bald aber sollte ich noch etwas schöneres sehen. Es ging rasch über die Landzunge weg und hinüber ans Gestade des Meeres. Der Fußpfad verschwand und unser Weg war der von der Ebbe trocken gelegte Meeresgrund. Es war ein weißer Sandstreifen, schichtenweise sich abstufend, glatt und eben, wie mit der Walze zurechtgelegt. Ich dachte, meine Träger würden ein wenig auf der Höhe sich halten; allein es ging hinein bis an das Wasser. Die Fluth war eben im Beginnen. In drei, vier Schichten über einander rauschten die Wellen heran. Mir schien das Meer, das 6—8 Fuß höher ist, als der Pfad, auf dem meine Träger dahinliefen, herankommen und uns bedecken zu müssen. Statt dessen leckten die letzten Ausläufer der Wogen kaum einen halben Zoll tief, aber freilich immer weiter vordringend, die Füße der Träger. Sie lieben es, nicht allein die glattesten Stellen des Sandes aufzusuchen, sondern immer in der letzten Meeresschichte hinzurennen. Nie aber hatte ich solch reizendes Lebensbild gesehen. Hinten im Hintergrunde die Wogen, sich überschlagend und im Umschlagen aufschäumend, ein Brausen und Getöse, wie ein sanfter Donner; dann immer niedrere Wasserstufen näher und näher kommend; endlich wie Blätterschichten pfeilschnell und doch sanft und klar unter einander sich hervorschiebende Wasserzungen, die nur noch kaum den Sand des Ufers benetzen; dazu der frische, kühle Wind und im Sand des höher hinanliegenden Ufers ein ununterbrochenes Gewinde blumenreicher Schlingpflanzen, und weiter hinein unabsehbar ein Wald von Kokos- und Fächerpalmen, über mir der klare Himmel, und am Horizont weiße Wolken gelagert, eine große Menge Möwen (Seevögel) im Sonnenschein glänzend, unter mir mit jedem Wellenschlag Muscheln und Fische ans Land getrieben, welch letztere die Vögel des Ufers bisweilen in raschem Fluge niederstürzend davon trugen. Ich lag in diese

Welt wechselnder Bilder versunken ganz fröhlich in meinem Manschil, nicht mehr gestört von dem reizlosen Gesang der Träger und dem beständigen Gerüttelt- und Geschütteltwerden. Obgleich ich mit Niemand reden konnte, und der Weg nach Mulki mehr als 6 Stunden beträgt, hatte ich keinen Augenblick lange Zeit. Daß mich die Träger einmal, als es landeinwärts ging, beim Uebergang über einen Graben, herauswarfen, ein anderes Mal die Rahme auseinander ging und ich zur Erde fiel, fügte der Herrlichkeit des Tages nur noch einen Zug von Abenteuerlichkeit hinzu. Noch aber hatte ich eine liebliche Scene zu erleben an diesem Tag. Bereits war die Nacht hereingebrochen, als wir Kadike gegenüber ankamen, einer Außenstation von Mulki, eine Stunde von letzterem. Miss. Ammann erwartete uns dort. Miss. Mögling rief, und über den Fluß herüber, der zwischen uns und dem Missionsposten lag, erschollen muntere Stimmen. Bald erschien ein Boot. Zwei Christenjünglinge drängten sich grüßend heran, und mit der herzlichsten Freude, die man zwar im Dunkeln nicht mehr auf den Gesichtern lesen, aber der geschäftigen Emsigkeit, mit der sie alles thaten, abfühlen konnte, trugen sie uns ins Boot. Kokosnüsse gewährten uns einen frischen Trank, und bald waren wir am Land. Eine Fackel aus Palmblättern leuchtete uns durch den Palmgarten, und nun traten wir in das Gehöfte ein, welches Abraham, der erste Täufling von Mulki, mit seinen Söhnen, Töchtern und Enkeln, 18 an der Zahl, bewohnt. Alte und Junge drängten sich herbei zu grüßen. Lampen, mit mehrern Lichtern jede, wurden angezündet. Bereits stand eine Bank mit einem Lehnstuhl im reinlich gekehrten Hof für uns bereit. Die Männer setzten sich uns gegenüber, die Frauen auf der linken Seite von uns, rechts auf einer Matte drei Heiden in einiger Entfernung, letztere von dem Verlangen, die Europäer zu sehen, herbeigezogen. Ein Kindlein kam, um mir die Hand zu geben, und ritt ungenirt ein Weile auf meinem Knie. Das war eine ganz andere Scene, als man sie sonst in der Heidenwelt sieht, wo Alles vor dem Gruß des Fremden zurückweicht,

die Frauen nicht in die Gesellschaft kommen dürfen, die Kinder und Alten oft fast unbekleidet sind. Ich grüßte nun die zahlreiche Familie des kleinen grauen Abraham, fragte wie es gehe; ob sie sich freuen, Christum zu kennen; ob ihnen etwas mangle nach Leib und Seele; ob es ihnen besser gehe als vormals, da sie Heiden waren; — fragte, ob sie wachsen und fest seyen im Glauben, Friede und Liebe haben unter einander und zu einander; ob sie das Wort Gottes lesen, betrachten und verstehen; ob sie beten und ihr Licht leuchten lassen? Ich wandte mich besonders auch an die Frauen, die Freiheit und Erlösung, die der Heiland dem weiblichen Geschlecht gebracht, hervorhebend, den Segen des ehelichen und häuslichen Lebens auseinandersetzend. Ich fragte nach den Kindlein und ermahnte sie, dieselben für den Heiland und sein Reich zu erziehen. Vor Allem aber pries ich ihnen des Heilandes Sünderliebe und hohenpriesterliches Verdienst. Es war eine sehr gesegnete Stunde für mich; denn die Antworten und Fragen des Alten und seiner Söhne zeugten dafür, daß hier in Wahrheit der HErr Wohnung gemacht hat; und Verstand und Herz der Leute war so erleuchtet, ihr Benehmen so offen und frei, ernst und freundlich zugleich, daß ich mich reichlich belohnt fand für viele Beschwerden meiner Missionsarbeit. Nun aber, nachdem mit den Christen geredet war, verkündigte Bruder Ammann den drei im Halbdunkel sitzenden Heiden das Evangelium, und auch ich lud sie am Ende ein, zu Christo und seiner Gemeinde zu kommen, ohne Furcht und Schwanken, so lange es Zeit für sie sey: ihr Volk komme als die Letzten, aber sie können die Ersten werden. Dann wurde Abschied genommen und die Wanderung über den Fluß zurück und weiter am Meeresufer hin nach Mulki angetreten. Noch einmal ging's dann über den Fluß und um 9 Uhr Abends etwa zogen wir im Missionshaus ein. Während wir da zusammen saßen, kamen die Knechte und meldeten, daß auf der hintern Veranda eine Schlange gesehen worden sey. Man öffnete vorsichtig die Thüre, vor der sie lag, und Missionar Mögling schlug sie mit seinem Stocke todt.

Sie war etwa 3 Fuß lang, nur fingersdick, schwarz mit weißen Ringen, aber von der giftigsten Art. Nachdem wir unsern Thee getrunken und gebetet, begaben wir uns zu Bett. In der Nacht regnete es und wurde ziemlich kühl.

Am Morgen traten wir froh in die Veranda hinaus, die Gegend zu beschauen. Mulki liegt wie Mangalur am Meere und wie dieses an der Mündung zweier Flüsse, die, ehe sie einen schmalen Ausfluß ins Meer gewinnen können, zuvor sich vereinigen und ein ausgedehntes Haff bilden; doch unterscheidet sich die Lage Mulki's wesentlich von der Lage jener Stadt. Die kleinen Hügel um Mulki her sind niedriger, die Wasser unbedeutender, die Aussicht weniger frei. Demungeachtet hat auch diese ländlich stille Ansicht viel Reizendes. Da im Westen das Meer und vor demselben die beiden Landzungen, welche die Wassermassen noch eine Weile zur Geduld verweisen, die südliche Bittulu, die nördliche Kodi genannt. Dann näher heran gegen uns das Haff, welches in einer Länge von mehr als einer Stunde und in einer Breite von einer Viertelstunde von Süden nach Norden sich ausdehnt. Dort an dem südlichen Ende, wo der südliche Fluß, dessen Name mir unbekannt ist, seinen Lauf von den östlichen Bergen um Muddbiddri her plötzlich gegen Norden wendet, die fast völlig runde Insel Kadike, seit einigen Jahren Eigenthum unserer Mission. Gegenüber in der nördlichen Ecke des Haffs, wo der Schambhawatti, der nördlich fließende Fluß, den die Bäche der Berge um Karkala speisen, von Norden nach Süden umbiegt, die langgestreckte Insel Nadi Kuduru. Ihr gegenüber gegen Osten, gerade in dem Winkel, welchen der Schambhawatti bildet, der Bazaar Mulki, von ohngefähr 6000 Hindu's, meist Concanileuten, bewohnt. Südlich von ihm, auf einem niedrigen Hügel, das alte Fort, über dessen nur spärlich noch vorhandenen Trümmern das Missionshaus sich erhebt mit der freundlichen Aussicht auf den Fluß und die See und die reichen Palmengärten umher. Ich weidete mich an diesem Anblick und hätte mich des stillen Sonntag Morgens in diesem an ein Pfarrhaus in der Heimath

erinnernden Missionshaus von Herzen freuen können, wenn nicht ein Frösteln, das mich trotz der wollenen Kleider überfiel, mich daran erinnert hätte, daß es nicht ganz gut um mein körperliches Befinden stehe. Beim Frühstück stellte sich das Zahnweh, das mich in den letzten Wochen öfters gequält hatte, mit Heftigkeit ein. Ich legte mich, um ein wenig warm zu werden. Missionar Mögling bedeckte mich mit allen unsern Teppichen und Mänteln, und nach einer Stunde war es mir wirklich besser. Während ich noch auf dem Ruhebett lag, kam Missionar Ammann um mir zu sagen, einer der heidnischen Männer, die wir gestern Abend in Kadike eingeladen, stehe draußen und bitte um Aufnahme in eine Christengemeinde. Er habe erklärt, schon vier Wochen gehe er mit diesem Gedanken um; der gestrige Abend aber habe seinen Entschluß zur Reife gebracht. Er sey ein Putschari, d. h. Teufelspriester, ein großer starker Mann von ziemlich festem Wesen. Nun war die Frage, ob man ihn beim Gottesdienst zur Gemeinde sich setzen oder ob man ihm einen besondern Sitz anweisen solle, weil er seine Kaste verliere, wenn er zu den Christen sich setze, und es doch noch nicht gewiß sey, ob er in die Gemeinde aufgenommen werden könne. Wir wurden einig, es solle ihm die Sachlage klar und bestimmt dargelegt, dann aber ihm die Wahl gelassen werden, was er thun wolle. Und siehe, als ich in den Betsaal eintrat, fand ich ihn in der Reihe der Gläubigen sitzen. Ich war eine Weile schwankend gewesen, ob ich dem Gottesdienst beiwohnen wolle, weil ich mich wirklich unwohl fühlte; ich wollte aber doch die Gemeinde versammelt sehen; nur verschob ich die Ansprache an dieselbe auf den Nachmittag. Das Gemeinlein von 51 Seelen war ein höchst ermunternder Anblick für mich; ich sah, daß alle sehr aufmerksam waren und mit lebendigem Interesse der Predigt Bruder Ammanns über das Evangelium des Tages (Christi Einkehr in dem Hause des Zachäus) folgten. Allein nach der Predigt mußte ich mich wieder legen: Frost und Hitze wechselten; dazu empfand ich heftigen Gesichts- Kopf- und Zahnschmerz. Ein sehr reichlicher, mehrere,

Stunden anhaltender Schweiß schaffte mir indessen Erleichterung, so daß ich mit der Gemeinde reden konnte. Es war mir nicht möglich das Bett zu verlassen; alle kamen aber gerne vor mein Lager. Da erzählte ich ihnen warum ich gekommen, erkundigte mich nach Vielem und ermahnte sie zur Treue im Glauben und christlichen Wandel. Abraham und Isaak, die beiden ältesten Gemeindeglieder, antworteten sehr freundlich, dankbar und passend. Sie baten mich, den Missionsfreunden der Heimath im Namen der Mulki-Gemeinde Dank zu sagen, und dieselben zu bitten fortzufahren mit der Verkündigung des Evangeliums unter ihrem Volk. Beim Abschied traten alle Männer und Frauen an mein Bett und gaben mir die Hand. Selbst die Kindlein bis zum kleinsten herab durften nicht fehlen; auch eine sehr leidende Frau wankte heran. Es war mir eine unvergeßliche Stunde. Die schwarzen Gesichter mit den weißen, lebhaften Augen, die Männer mit ihren Schnurrbärten, alle beinahe weiß gekleidet, alle voll Freundlichkeit, offenen, verständigen Blicks, oft frei in ihrem Benehmen und doch kindlich, einfach und bescheiden. Welch gewaltiger Unterschied zwischen diesem jungen Christenvolk und einem Haufen Heiden, deren Herzensverfinsterung auf den Angesichtern nur zu deutlich zu lesen ist!

Am Abend konnte ich wieder das Bett verlassen und in der Nacht verließen mich die Schmerzen, als die Arznei, die ich genommen, ihre Wirkung äußerte. Am folgenden Morgen saß ich noch einige Stunden mit Missionar Ammann zusammen, um die Angelegenheiten der Station, soweit dieß nicht zuvor schon in Mangalur gelegentlich geschehen war, zu besprechen.

Interessant war mir von Miss. Ammann eine kurze Darstellung der Geschichte der Station Mulki zu erhalten. Der Anfang der Missionsarbeit in der Gegend um Mulki wurde im Jahr 1840 von Missionar Greiner in Mangalur gemacht. Dieser eröffnete in Kadike, in dem Hause eines Verwandten von Johann, einem der ersten in Mangalur durch unsere Missionare bekehrten Männer, eine kleine

Schule, welche namentlich für die Familie des oben bereits genannten Isaak, der schon frühe einige Empfänglichkeit für das Wort der Wahrheit zeigte, der Anknüpfungspunkt wurde, durch welchen sie mit der Mission in Verbindung kam. Am Anfang des Jahrs 1841 fiel die Leitung jener Schule Miss. Ammann zu; da er aber wegen Krankheit bald nachher die Küste verlassen mußte, fuhr Miss. Greiner in seinen Besuchen in Kadike fort. Zu Anfang von 1842 kamen zwei Familienväter nach Mangalur und baten, daß einer der Missionare in ihr Dorf komme. Miss. Ammann, eben von Dharwar zurückgekommen, ging für 14 Tage zu den Leuten hinaus. Es war der 19. Januar, als er in Kadike in dem Hause des oben bereits genannten Abraham sich einlogirte. Er predigte da und unterrichtete die Familie Abrahams und Isaaks. Als es im Dorf bekannt wurde, schloß man sie von der Kaste aus (sie waren Birawer). Sie ließen sich's freudig gefallen. Um so mehr galt es Ernst, sich ihrer anzunehmen. Miss. Ammann blieb deßwegen bei ihnen, um sie regelmäßig zu unterrichten. Es geschah 2—3 Mal täglich. Bald ließ sich eine Aenderung des Herzens bei ihnen wahrnehmen. Beide Familien begehrten die Taufe; und Miss. Ammann hatte die Freude, diese 18 Seelen bald darauf auf den Namen des dreieinigen Gottes zu taufen. 27. Febr. Am Charfreitag (25. März) wurde das erste Abendmahl mit der neuen Gemeinde gehalten.

Unterdessen wurde ein Schulhaus gebaut, das Miss. Ammann zu Anfang der Monsun bezog und 3 Jahre lang bewohnte, während es zugleich als Lokal für die kleine Gemeindeschule diente. Während der Monsun entschied sich Abrahams Tochtermann (Nehemia) mit seiner Frau, Christ zu werden, ebenso ein Barbier von Kilpadi (Moses) mit seiner Familie. Sie wurden in Unterricht genommen und acht Seelen am 18. Sept. getauft. Auch der Oberknecht eines Engländers und Miss. Ammanns Knecht wurden unterrichtet und getauft. Letzterer fiel später aber wieder in Sünden zurück.

In demselben Jahr erhielt die Mission von der Regierung zur Unterbringung von Neubekehrten ein ansehnliches Stück Land, dessen Anbau bis 1851, ohngefähr 2200 Rup. kostete, das aber, da es ein Palmengarten ist, erst jetzt seine Zinsen zu tragen beginnt.

Gegen Ende des Jahrs wünschten 3 Familien in Karnadu, 1 Stunde nördlich von Kadike, nahe beim Fort von Mulki, sich an die Gemeinde anzuschließen. Es wurde deßhalb dort eine Laubhütte erbaut, in welcher der Miss. vom Jan. bis März 1843 die meiste Zeit wohnte, um die Leute häufiger unterrichten zu können.

Um dieselbe Zeit entschied sich Ama Pudschari (jetzt Josua), der schon durch das in Mangalur und Kadike Gehörte angefaßt war, für den HErrn, zum Aerger der Leute seines Dorfs, deren angesehener Bhuta-Priester er lange Jahre gewesen war. Dieß veranlaßte Miss. Ammann, auch ihm in seinem Dorf (Schaschihittulu) Unterricht zu geben, und diese Arbeit wurde bei ihm und seiner ihm treugebliebenen Frau die Monsun hindurch fortgesetzt. Seine 2 anderen Frauen und einige seiner Kinder verließen ihn. Während sodann der HErr in Mangalur drei Brahminen-Jünglinge (Kaundinja und die beiden Kamsika's) zu sich zog, begann auch in Kadike ein Gnadenwerk in dem Herzen eines jungen Brahminen, der von Miss. Ammann als Schulmeister und Schreiber angestellt war. Um sein Seelenheil längst bekümmert und durch Unterredungen und Gebet vorbereitet, kam er am letzten Tag des Jahrs mit dem ausgesprochenen Wunsche, mit dem alten Jahr den alten Menschen abzulegen, und übergab seine Brahminenschnur. Das Werk des Geistes in ihm war unverkennbar; deßhalb wurde er am 6. Jan. 1844 mit Josua's Familie (zusammen 7 Seelen) der Gemeinde des HErrn durch die Taufe einverleibt.

Am Christtage des Jahrs 1844 wurden sodann auch in Karnadu 19 Seelen getauft: die Familien Aarons, Christians und der Elisabeth.

Im Jahr 1845 vor der Monsun wurde nun im Mulki Fort ein Haus gebaut, das einen Versammlungssaal und eine Wohnung für den Missionar, aus 4 Zimmern bestehend, enthält. Im Juli bezog es Missionar Ammann, der dadurch mehr in den Mittelpunkt seines Districts zu wohnen kam. Im November 1845 verheirathete sich Missionar Ammann mit Jungfrau Sus. Schalch aus Schaffhausen.

In demselben Jahr verlor die Gemeinde 2 liebe Brüder durch den Tod. Christian fiel von einem Baum und starb nach 3 Tagen. Einige Tage vorher war er von dem HErrn lieblich auf seinen Tod vorbereitet worden. Auch David, den die Cholera wegraffte, entschlief im Frieden. Er war vom Geist des HErrn vorher an seinen Tod gemahnt und der Vergebung seiner Sünden versichert worden.

In Kadike war Miss. Ammann meist mit der Gemeinde und mit Uebersetzung des Neuen Testaments und anderer christlicher Schriften ins Tulu beschäftigt gewesen. Sein Umgang mit den Heiden beschränkte sich auf die nächste Umgebung. Seit seiner Uebersiedelung nach Mulki sah er sich mehr an die Heiden gewiesen, denen er nicht sowohl herumziehend, als vielmehr in ihren Dörfern da und dort auf längere Zeit sich niederlassend, das Evangelium verkündigte. Bis Anfang des Jahrs 1851 hatte er auf diese Weise fast in allen Grama's des Mulkidistricts den Samen des Worts ausgestreut. Doch trug er das Zeugniß von Jesu Christo auch in weitere Entfernungen hinaus.

Die kleine Gemeindeschule wurde seit März 1846 von Frau Ammann besorgt. Sie unterrichtete die Gemeindejugend in biblischer Geschichte, Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen und Geographie.

Am 18. Febr. 1849 wurde Christian mit seiner Frau und seinem Töchterlein getauft. Er war schon 1842 heraus getreten, aber aus Liebe zu seiner Frau, die damals feindlich gegen das Evangelium gesinnt war, zurückgegangen. Allein er hatte keine Ruhe, und nun kamen Beide mit Heilsverlangen.

Im Sept. 1849 wurde die erste Confirmation mit Abel Samuel, Elieser, Jonathan und Marie Anna vorgenommen.

Dieß die Hauptmomente aus der Geschichte der Station und Gemeinde Mulki. Der Eindruck, den ich von dem Geist und dem Leben derselben erhielt, war ein sehr befriedigender.

In der Stadtgemeinde Mangalur war mir eine größere Mannigfaltigkeit von Kasten, Individualitäten und Bildungsstufen, aber auch eine lockerere Verbindung der einzelnen Gemeindeglieder unter sich und mit den Missionaren entgegen getreten. Hier fand ich eine Gemeinde, die weit mehr aus Einem Guß war, zwar fast nur aus Palmweinziehern und Reisbauern bestand, aber im Ganzen genommen in geistlicher Beziehung entschieden frischer und lebendiger war als die Stadtgemeinde. Die Mulki-Gemeinde ist, wie ich damals schon erkannte und mir später noch klarer wurde, weil sehr sorgfältig unterwiesen in der Schrift und seelsorgerlich sehr treu gepflegt, ja in einer fast strengen Zucht gehalten, von einem regen lebendigen Geist beseelt, hat das Evangelium mit viel Eifer und Entschiedenheit ergriffen, ist sich ihres Christenberufs sehr klar bewußt und wuchert mit dem ihr anvertrauten Pfunde mit immer gesegneterem Erfolg.

Es ist der Mulki-Gemeinde die geistliche Physiognomie ihres Gründers, wie ich glaube, unverkennbar aufgeprägt.

Missionar J. J. Ammann ist geboren den 6. Juli 1816 zu Schaffhausen in der Schweiz, und war früher Kaufmann. Er ist von untersetzter Statur. In Europa würde sein leibliches Wesen bei seiner entschieden kräftigen Constitution, die selbst in Indien einen hohen Grad von Unverwüstlichkeit hat, wohl etwas Gedrungenes und Volles erhalten haben; in Indien blieb er mager und nahm seine Gestalt eher spitzige und scharfe als runde Formen an. Das Angesicht charakterisirt bei ihm den Mann bestimmter als bei vielen anderen Menschen. Unter einer breiten hochgewölbten Stirne liegt ein Paar hervorquillende helle Augen und tritt eine ziemlich volle, etwas aufwärts gerichtete Nase heraus. Der Mund ist scharf gezeichnet, aber voll-

kommen ebenmäßig. Das Kinn ist rund und klein; die Haare hellbraun; die Gesichtsfarbe blaß.

Schon an dem Knaben und Jüngling war eine zarte Gewissenhaftigkeit, ein mehr als gewöhnlicher Ernst, viel Aufmerksamkeit auf die Vorgänge in seinem Innern, gepaart mit stillem, liebevollem, nicht rasch entschlossenem aber festem Wesen, und eine recht tüchtige Begabung wahrzunehmen. In der Zeit seiner Bekehrung, bei welcher er durch lange tiefe Kämpfe ging, wurde eben so seine lautere Gesinnung und seine inbrünstige Frömmigkeit als eine gewisse Verschlossenheit und Zweifelmüthigkeit auf bestimmte Weise offenbar.

Missionsgedanken hatte er schon in der Kindheit gehabt; aber erst im Jahr 1834 wurde ihm seine göttliche Berufung zum Missionsdienst gewiß. Durch Vermittlung des Hrn. Prof. Kirchhofer und des nunmehrigen Hrn. Antistes Spleiß kam er 1835 in das Missionshaus zu Basel. Er hatte eine gute Erziehung genossen und schöne Kenntnisse sowohl in Sprachen als Realien schon vor seinem Eintritt in die Anstalt sich erworben. Während seiner 4jährigen Vorbereitungszeit studierte er mit viel Treue und Fleiß, jedoch ohne so namhafte Erfolge, wie er sie vielleicht erwartete. Bisweilen scheint er um diese Zeit etwas düster gestimmt gewesen zu seyn; vielleicht mitunter gerade deßwegen, weil er mit aller Kraft dahin strebte, in jeder Beziehung etwas Ganzes zu werden. Im Jahr 1839 sandte ihn die Committee nach Indien hinaus, wo er anfangs in Mangalur, hernach von 1841 an, wie wir bereits gehört haben, in Mulki stationirt war. Hier auf dem Missions-Gebiet entwickelte sich seine Persönlichkeit nun zu einer ganz entschiedenen und bestimmten Eigenthümlichkeit. Er vermag weniger als Andere, in collegialischen Verhältnissen oder in solchen Kreisen, welche Rücksichten und Einräumungen dieser oder jener Art fordern, mit Leichtigkeit sich zu bewegen. Er ist weder redn- noch schreib-selig. Er liebt und sucht die Einsamkeit und erträgt sie, ohne sauertöpfisch zu werden. Er vermag es, Monate lang auf den Dörfern umher von Hütte zu Hütte

zu wandern und das Evangelium zu predigen, ohne durch irgend einen Widerstand von heidnischer Seite sich einschüchtern oder ermüden zu lassen. Mehr als gewöhnlich streng, ja man darf sagen, hart gegen sich selbst, lebt er da in einem Zelt, das vielleicht 8 Fuß im Gevierte hat, und was er verzehrt und verbraucht, ist so wenig, daß ich mich zu der Andeutung veranlaßt sah, er möge seine Gesundheit mehr berücksichtigen und seines Leibes mehr schonen. Gerade diese Strenge gegen sich selbst erklärt es aber nun auch, warum er bisweilen in Versuchung kommen mag, von Anderen mehr zu fordern, als diese glauben ertragen oder leisten zu können. Auf der anderen Seite muß Jeder, der tiefer blickt, in seinem Inneren der Liebesgluth gewahr werden, die ihn ohne Aufhören antreibt, den Fußstapfen seines Meisters mit aller Demuth und Selbstverleugnung nachzufolgen und ohne Ermüden den Schafen nachzugehen, die der Erzhirte ihm aufs Herz gebunden.

Ich werde es nie vergessen, wie Missionar Ammann an jenem Abend in Kadike und so noch an manchem Ort als Prediger vor mir stand. Sonst kann er wohl den Eindruck des timiden, einsilbigen Mannes machen; hört man ihn aber predigen oder überhaupt über geistliche Dinge sich aussprechen, so wird man inne, daß er einer von denjenigen Menschen ist, die ein tief innerliches und sehr concentrirtes Leben führen. Ebendeßwegen ist derselbe, trotzdem daß er Kaufmann war, vollkommen zum Theologen geworden. Wenn er kein so guter Rechner wäre, ich würde sagen, er habe den Kaufmann völlig ausgezogen. Ist aber auch in dieser Beziehung etwas kaufmännisches zurückgeblieben, so ist demselben doch mehr, als vielen Missionaren, die Theologie inneres Bedürfniß geworden. Stets studierte er in seiner Einsamkeit fort, und die Frucht dieser Studien sind nicht allein schöne sprachliche und theologische Kenntnisse und Einsichten, die er sich erworben, sondern auch manche sehr tüchtige literarische Arbeiten, namentlich die Uebersetzung des Neuen Testaments ins Tulu, für welche

ihm dereinst noch Tausende danken werden und welche seinen Namen auf die späten Zeiten der Nachwelt bringen wird.

Noch muß ich des schönen Tones erwähnen, der im Missionshause zu Mulki waltete. Frau Miss. Ammann war zwar leidend um diese Zeit; aber nur um so mehr mußte ich mich der Wohlgezogenheit ihrer Kinder und ihres verständigen, sanften und geräuschlosen Waltens und Wirkens freuen.

Mit wahrer Achtung und Liebe gegen dieses Paar erfüllte mich auch die entschiedene Ergebung, mit welcher dasselbe meine Mittheilung, daß es wahrscheinlicher Weise nach Honor versetzt werden würde, aufgenommen hatte. Es war gewiß sehr schwer, eine Gemeinde, die man nicht bloß unter Noth und Schmerzen gegründet hatte, sondern auch von ganzer Seele liebte, mit einem Posten zu vertauschen, der noch unbebaut und wüste lag. Zu dem kamen Familien-Rücksichten, die den Stellentausch nicht empfahlen. Dennoch erklärten sich die theuern Geschwister in wahrer Gottergebenheit bereit, den Wanderstab zu ergreifen, und in Honor von Neuem Grund zu legen in Hoffnung auf neue Siege, die ihnen der HErr verleihen würde. Die Verhältnisse der Station Mulki konnten aber eben aus dem Grunde, weil der Abzug Miss. Ammann's sehr wahrscheinlich war, erst später geordnet werden.

Deßhalb verließen wir gegen 10 Uhr Vormittags Mulki, um nach Utschilla, einer Außenstation von Mangalur, 9 Stunden von dort und 3 Stunden von Mulki, gleichfalls an der Meeresküste gelegen, unsere Reise weiter nach Norden fortzusetzen. Dort angekommen, fanden wir im Missionshause Missionar Greiner, der uns dahin vorangegangen war, sich besprechend mit Christen und Heiden, die zusammen gekommen waren, uns zu sehen und zu begrüßen. Die Mission besitzt dort einen Cocosnußgarten hart am Meere gelegen. Unsere europäischen Freunde dürften sich aber besinnen, ob sie ein solches Land einen Garten nennen wollen. Es ist ein Sandfeld, in welchem nichts als Cocosnußpalmen, diese aber, wenn reichlich begossen, schön und fruchtbar gedeihen. Das Missions-

haus enthält in der Mitte einen Raum, gegen das Meer hin offen, zum Predigtplatz bestimmt, rechts davon ein Zimmer für den besuchenden Missionar, links 2 kleine Zimmer für den eingebornen Katechisten Titus. Die Veranda dient als Schule. Bald wandte auch ich mich an die anwesenden Heiden, besonders die 2 Bhutapriester des Dorfs, kräftige, klug aussehende Männer. Letztern suchte ich die Thorheit und Sünde ihres Priesterthums, dem armen Volk die Nichtigkeit ihres bisherigen Glaubens und Thuns, und das in Christo erschienene Leben darzulegen. Ich konnte dieß mit vieler Freudigkeit und Siegesgewißheit thun, und gewiß blieb das Wort nicht ohne Wirkung. Das Volk hier ist, weil in einem gewissen Sinn unverdorbener und gesunder, in hohem Grade empfänglich, und man fühlt, daß das Wort vom Kreuz, wenn mit Glaubenszuversicht verkündigt, eine Macht ist, der nichts widerstehen kann. Auch ein Brahmine kam von Cap her um mich zu sehen; denn weit im Lande umher hatte sich das Gerücht meiner Ankunft und der Rückkehr Kaundinjas verbreitet. Mit diesem Brahminen nun war es ein ganz Anderes als mit dem Volk. Er hatte für Alles ein Sprüchlein aus seinen Schastras und Volksdichtern, das ihm aus der Verlegenheit helfen und meine Pfeile gegen ihn stumpf machen sollte; allein seine Sprüchlein halfen ihm nichts. Ich ging ihm stracks zu Leib, und versetzte hier seinem Weisheitsdünkel einen Schlag und dort griff ich ihn am Gewissen an; ein drittes Mal sagte ich ihm, die Leichtfertigkeit, mit der er von heiligen Dingen rede, stehe einem Brahminen schlecht an; und zuletzt brach ich ab und ließ ihn stehen. Das that gute Wirkung. Als wir nachher durch Cap kamen, grüßte er mich freundlich und lief eine Weile sehr bescheiden mit mir redend neben meiner Manschil her. Das Gemeinlein in Utschilla und so auch die Schule, welche der Katechist Titus leitet, ließen wohl noch Manches zu wünschen übrig. Nichts desto weniger konnte man erfreuliche Anfänge eines göttlichen Lebens in den Herzen der Gemeindeglieder und Kinder wahrnehmen und durfte man sich der Hoffnung hingeben, daß der

HErr das angefangene Werk fortführen und die Zahl der Gläubigen bald mehren werde.

Nachdem wir ein frugales Mittagsmahl eingenommen und noch in der Nähe des Dorfs ein großes zum Kirchengut unserer Mangalur-Gemeinde gehöriges Stück Land, auf welchem die meisten Gemeindeglieder sich neuerdings angesiedelt hatten, in Augenschein genommen hatten, ging es nach Gudde, einer weitern Außenstation von Mangalur, abermals 3 Stunden weiter nordwärts gelegen. Der Weg ging nun nicht mehr am Meer hin, sondern durch Wald und Feld voll neuer Herrlichkeiten der Pflanzenwelt, durch Weiler und Dörfer, in denen es theilweise wie z. B. in Cap, sehr lebhaft zuging, zuletzt namentlich durch Reisfelder. Da zogen meine Träger mit mir querfeldein, gerade aufs Missions-Bangalo zu, drei Mal durchs Wasser, bald durch den Fluß, bald durch stehende Wasser, oft ziemlich tief, so daß ich mehr als Einmal meinte, ich werde unter Wasser gesetzt werden. Als ich ankam, war es gerade noch so hell, um die Lage des Ortes in Augenschein nehmen zu können. Das Gut, das die Mission hier besitzt, war Eigenthum eines Brahminen gewesen. Die reichen Bauern umher hatten sich vereinigt, die Missionare in ihrer Nähe keinen festen Fuß fassen zu lassen. Sie verweigerten die Abtretung jeden Fußbreit Landes. Den Brahminen aber lockte das Geld und so verkaufte er das Land. Dafür vertrieben ihn die Bauern. Später machten sie auf das Haus eines Christen einen thätlichen Angriff. Die Geldstrafen, die ihnen die Regierung dafür ansetzte, kühlten indeß ihren stolzen Muth, und sie verhalten sich, wenn gleich immer noch feindselig, doch ruhig. Das Land ist noch nicht angebaut; Bruder Greiner hat aber bereits begonnen eine Cocospflanzung anzulegen, die bei dem Wasserreichthum, den der Platz darbietet, erfolgreiches Gedeihen verspricht. Das Missionshaus ist gerade eingerichtet wie das in Utschilla, ist noch freundlicher, soll aber ungesunder seyn als jenes, weil der Monsun (dem jährlichen Regen) mehr ausgesetzt als dieses. Auch hier in Gudde fanden sich bald

die Heiden ein, welche die benachbarten Höfe bewohnen. Unter diesen waren auch Einige, die neulich wegen ihrer Gewaltthätigkeiten gestraft worden waren. Heute kauerten sie indessen ruhig und ziemlich freundlich am Boden. Missionar Mögling sprach mit ihnen über den Heilsweg. Einer unter ihnen, ein starker, kräftiger Mann, und ebenso auch ein starker Geist, bemerkte jedoch kurzhin: „ich gehe meinen eigenen Weg und thue meinen eigenen Willen, und bedarf Niemand." Später am Abend, als es bereits völlig Nacht geworden war, sammelte sich das Christenhäuflein, gegen 20 Personen, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen. Man brachte Matten, und sie setzten sich vor uns in ihrer Weise auf den Boden. Ich sprach längere Zeit mit ihnen, vergleichend ihre früheren und ihre jetzigen Zustände, das Leben der alten Christenheit und das Leben Indiens. Die Leute waren sehr aufmerksam, aber noch sehr schüchtern und unwissend. Sie sind eben neugeborne Kindlein, denen noch dazu alle weitere Bildung (ich meine ostindische) abgeht, wie denn nur einige wenige lesen können. So unvollkommen indeß die christliche Erkenntniß hier auftrat, so war eben doch auch hier ein großer Unterschied zwischen den Christen innen in unserm Haus und den Heiden, welche Fenster, Thüren und Vorplatz belagerten; ja ein so großer Unterschied wie zwischen Licht und Finsterniß. Wenn eben ein einziger Lichtstrahl hereinfällt in ein finsteres Gemach, so ist das Leben in demselben aufgegangen, der Tod muß weichen. Man erkennt, wenn man eine solche noch ganz neu entstehende Gemeinde vor sich hat, und wenn die Stufen, welche das Leben auch des neuen Menschen zu durchlaufen hat, so im Einzelnen in der Erfahrung vor uns treten, erst recht die Länge des Weges, der zu durchwandern ist, wenn das Ziel erreicht werden soll. Um so freudiger pries ich den HErrn in meinem Herzen auch für diese That seiner Macht und Liebe, mit der Er hier mitten in eine feindselige Umgebung hinein ein Gemeinlein gepflanzt hat, das, wenn es an Wasserbächen liegt,

wie sein Gotteshaus, frisches Lebenswasser über die Bevölkerung umher ergießen wird.

Nachts 9 Uhr brachen wir von Gudde auf, nachdem unsere Wäsche am Feuer im Hofe getrocknet war und wir uns leiblich gestärkt hatten. Miss. Greiner blieb noch länger in Gudde, um der Gemeinde sich zu widmen.

Morgens in der Frühe langten wir in Cundapur an. Da setzten wir uns, während der Morgen graute und die der Morgendämmerung in diesem Lande auf dem Fuße folgende Morgensonne im Osten ihren Tageslauf begann, auf einen Stein vor dem Reisebangalo. Zu unsern Füßen, hart an die 20 Fuß hohe Terrasse herandringend, floß der Strom. Im Nordosten und Norden fast bis ans Meer heran zog sich ein 5—6000 Fuß hoher Kamm der Ghatgebirge mit seinen Kuppen und Spitzen. Links hinüber aber sahen wir die Mündung des Stroms und draußen die Wogen der See. Es war ein schöner Rasttag, dessen wohlthätige Ruhe uns durch die Anwesenheit des bald nach uns mit seiner Familie anlangenden Collectors Chamier von Honor, der mehrere Jahre im Missionshause daselbst gewohnt hatte und durch den Verlust seiner jungen Frau erst neuerlich zum HErrn gezogen worden war, wesentlich versüßt wurde. Abends nahmen wir zugleich mit unserm englischen Freunde Abschied von Cundapur. Er reiste nach Mulki zu Missionar Ammann, um von dort aus nach Mangalur zu gehen, wo er in der Folge angestellt seyn wird. Uns führte unser Weg über den Strom dem Norden zu. Derselbe war rauh, oft steil. Wir mußten öfters die vom Fackelschein nur spärlich beleuchteten Felsenpfade zu Fuß hinansteigen; dann ging's wieder über Flüsse und Bäche; wobei es Gelegenheit gab, die Schuhe mit Wasser zu füllen oder im Schlamm des Ufers stecken zu bleiben, so daß man sich nachher auf offener Straße umkleiden mußte. Gegen Morgen stellte sich mein neuer ostindischer Freund, das Zahnweh, wieder ein, der mich auch den ganzen Tag nicht wieder verließ. Dagegen gewährte die Aussicht, die wir an diesem Morgen genossen, eine Entschädigung für die Pein,

die ich bisweilen litt. Wir zogen auf einer Höhe einher, die theilweise waldbewachsen war, theilweise längere Haidestrecken darbot. Von dieser hochgelegenen Strecke aus eröffnete sich uns bald ein Blick hinab auf die See, die links in voller Klarheit zu unseren Füßen lag und immer wieder von Neuem aus dem Waldesdickicht oder in den Vertiefungen zwischen den erhabeneren Stellen des Terrains hervortrat; bald wiederum eine Fernsicht rechts hinüber auf die in großem Bogen von Südost nach Nordwest hinter einander und neben einander sich aufthürmenden Höhen der Ghats, die in diesen Morgenstunden in ein schwarzes Schattengewand gehüllt um so ehrfurchtgebietender uns umlagerten. Indessen übt in Indien die Morgensonne einen verstärkten Einfluß auf den Reisenden, wenn er nach einer durchreisten Nacht mit leerem Magen einherzieht. Darum wurde auch in uns je länger, je mehr der Wunsch lebendig, daß das ersehnte Honor erscheinen möchte. Endlich hatten wir den Nordrand des Höhenzugs erreicht, der im Süden das Thal des Scherwatti begrenzt. Die Straße neigte sich gegen das Thal hinab. Freudig begrüßten wir den Strom, der, ehe er sich ins Meer ergießt, einem mächtigen Landsee gleich, aus welchem eine Reihe lieblicher Inseln auftauchen, auf denen die Zuckerrohrpflanzungen in unvergleichlich schönem Grün erglänzen, in einer Breite von ohngefähr einer Stunde vor unseren Augen sich ausdehnte. Schon erkannten wir auch auf dem niedrigen Hügelzug der hart am jenseitigen Ufer des Scherwatti von Osten her bis zum Meere hinläuft, die Bangalo's der Europäer, welche in Honor residiren. Rechts schauten wir in die verschlungenen Thäler des Gebirgs hinein; links draußen im Meer lag das schöne Felsen-Eiland Angediva, das, wie wir nachher vernahmen, aus fast gediegenem Eisen besteht und an das sich so manche Erinnerungen aus den Tagen der Vergangenheit knüpfen. Allein es dauerte noch gewaltig lange, bis wir an der Landungsstelle ankamen und das Segelschifflein, das uns über den Strom bringen sollte, das entgegengesetzte Ufer erreichte. Dagegen trat uns die wohlthuendste Gastfreundschaft gleich

beim ersten Tritt aus dem Schiff entgegen. Ein Bedienter des englischen Richters, des Hrn. Lascelles, empfing uns, nahm sich unseres Gepäcks an und brachte uns ins Reise-Bangalow, wo die mütterlich besorgte Gattin dieses Herrn bereits alles aufs Schönste für uns bestellt hatte, heißes und kaltes Wasser zum Waschen, ein Frühstück nach englischem Styl und selbst Betten für die Nacht.

2. Die Station Honor. Verhandlungen mit den englischen Freunden daselbst. Die Wasserfahrt nach Gersoppe. Die Wasserfälle. Reise über Sircy nach Hubli (19—25. Nov.)

Die Stadt Honor ist schon von Natur bestimmt, sowohl in merkantilischer als in politischer Beziehung eine Rolle zu spielen. An der Grenze zwischen Concana und Canara und zugleich an der in das Innere von Canara führenden Wasserstraße des Scherwatti, wie an der Gebirgsstraße nach dem Hochplateau von Südmahratta gelegen, ist sie recht eigentlich ein Knotenpunkt des friedlichen und militärischen Verkehrs. Deßhalb finden wir sie denn auch schon in alter Zeit unter dem Namen Naura, sodann im Mittelalter unter dem Namen Hinaur. So bei Ibn Batuta, der um die Mitte des 14ten Jahrhunderts die Stadt besuchte und sie als die nördlichste Colonie der damaligen Araber und die Grenzstadt gegen Malabar bezeichnet, was damals bis an die Ghats hinauf gerechnet wurde. Später übte das benachbarte Goa, der Hauptsitz der portugiesischen Herrschaft in Indien, seinen Einfluß auf Honor, weßhalb denn auch bis auf den heutigen Tag ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung katholisch ist. Am Anfang dieses Jahrhunderts nahmen die Engländer die Stadt den Sultanen von Meisur ab, die es lange besessen, furchtbar da gehaust und namentlich die Festungswerke zerstört und die Einfahrt in den Hafen durch Versenkung von Wracks und Steinmassen gesperrt hatten. Ungeachtet aber das englische Regiment der Stadt das schwere Joch der muhammedanischen Herrschaft

abnahm, vermochte es bis jetzt nicht die Folgen der Sperrung des Hafens zu beseitigen. Im Gegentheil zog sich seit jener Zeit der Handel in Baumwolle, Pfeffer und Gewürz allmählig nach dem neu aufblühenden Hafen von Kumpta, das nur 4 Stunden nördlich von Honor liegt, hinüber. Nur der Handel in Reis und Waizen verblieb noch in Honor eine Weile; neuerdings scheint dagegen auch dieser nach Kumpta gewandert zu seyn; wenigstens führte Kumpta im Jahr 1851—52 für 126,971 Rup., im Jahr 1852—53 für 229,006 Rup. Reis theils nach Arabien, theils nach Bombay aus. Ungeachtet die Stadt Honor aber in merkantilischer Beziehung im Sinken begriffen ist, behält es für uns die alte Wichtigkeit. Nicht nur ist es immer noch eine Stadt von 5000 Einwohnern, die mit einer großen Anzahl Dörfer, deren Bevölkerung drei Mal so groß wie die der Stadt ist, in der innigsten Berührung steht; die Stadt ist überdieß die zweite Hauptstadt der Provinz Canara, der Sitz der Regierung für den District Honor, der 310 engl. Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 280,000 Menschen und 72,000 Gebäuden in sich begreift, und den westlichen Theil von Nord-Canara ausmacht. Aus diesem Grund befindet sich hier der Subcollector für die Taluck's (Oberämter) Kundapur, Honor und Ankola, ein Provinzialrichter (Civil and Session Judje) mit seinem Gerichtshof, zwei Officiere mit einer Compagnie eingeborner Infanterie und ein Arzt. Sodann bildet die Stadt, die 45 Stunden von Mangalur und auf dem nächsten Weg 44 Stunden von Dharwar entfernt ist, ein Verbindungsglied zwischen unseren Stationen im Tululande und denen in Südmahratta.

Die Stadt liegt theils am südlichen, theils am nördlichen Fuß des Hügels, der ehemals die Festung auf seinem Rücken trug und jetzt von den Wohnungen der in Honor wohnenden Europäer besetzt ist, derselbe, den wir auf unserem Wege gleich zuerst zu uns herüber schauen sahen.

Der größere Theil der Bevölkerung ist heidnisch. Die hervorragendsten Kasten sind die Haigaru, auch Concani-

Brahminen, von anderen Brahminen-Classen nicht sonderlich hoch gehalten, und die Kareru, ursprünglich Fischer und Schiffer, nun aber zum Theil Schiffszimmerleute, welche ohne Priester und Tempel sehr in Unwissenheit und Laster versunken sind. Ein guter Theil der Einwohner ist sodann römisch-katholisch. Dieser ist sehr betriebsam, aber sehr zerrissen durch die zwischen dem Erzbischof von Goa und dem Pabst lange Zeit bestehenden Zwistigkeiten. Der Muhammedaner gibt es in Honor jetzt nur noch wenige, diese aber bekleiden meistens obrigkeitliche Aemter. Im Ganzen gilt die Bevölkerung von Honor für weniger geschmeidig als die anderer Städte; ja für roh und grob in ihrem Benehmen. Die Umgegend von Honor ist wohl angebaut. Selbst viele Brahminen widmen sich dem Ackerbau. Die übrigen Ackerbauer gehören vorzüglich den Kasten der Halaki Gaudas, Gamakkalu, Karewokkaligaru und Halepeikaru an *). Die im Honor-District vorherrschende Sprache ist das Canaresische. Erst im Norden von Honor beginnt an der Küste das Concani herrschend zu werden. Landeinwärts dagegen reicht das canaresische Sprachgebiet bis über Dharwar und Guledgudd hinauf.

Die Bedeutung der Stadt Honor bestimmte die General-Conferenz unserer ostindischen Missionare, schon im Jahr 1838 eine Missions-Niederlassung daselbst zu versuchen. Miss. Lehner wurde dahin abgesandt und bezog im November des genannten Jahrs, nachdem er lange keine Wohnung gefunden, ein um 600 Rup. gekauftes Haus, das indessen sehr bedeutender Reparaturen bedurfte. Er richtete eine Schule ein und begann die Missions-Arbeit mit guten Hoffnungen. Allein der Mangel an Arbeitern **) nöthigte die Gen.-Conf. ihn wieder abzuberufen und in Dharwar zu stationiren. Erst im Jahr 1845 nahm die Committee auf Veranlassung der ostfriesischen Missionsgesellschaft die Station Honor im

*) S. Miss.-Mag. 1853, Heft 4, S. 13.

**) Nicht wie Bischof Spencer von Madras in seinem Journal glaubt, die Brahminen.

eigentlichen Sinne auf. Miss. Layer, den sie dahin beorderte, ertrug aber das Küsten-Klima nicht; er wurde daher schon 10 Monate nach seiner Ankunft angewiesen, mit Miss. Lehner seine Stelle zu vertauschen. Dieser arbeitete dort bis zum Jahr 1847, wo ein heftiges Leberleiden ihn nöthigte, Indien zu verlassen. Von dieser Zeit an wurde die Station zwar immer von Zeit zu Zeit für kürzere Dauer besucht, konnte aber nie fest und definitiv besetzt werden.

Jetzt erst, im Jahr 1851, schien die Zeit gekommen zu seyn, diesen so oft verlassenen Posten für immer zu besetzen. Die Veranlassung zu diesem Gedanken gab, wie ich bereits erzählte *), das Anerbieten des Richters Lascelles, die von ihm erbaute Kirche sammt einem Katechistenhaus unserer Gesellschaft zu übergeben, wenn dieselbe sich verbindlich mache, die Station wieder zu besetzen. Die hiebei zu berücksichtigenden Umstände waren von mir bereits mehrfach theils mit Hrn. Lascelles, theils mit den betheiligten Conferenzen, und namentlich mit Miss. Ammann, der nach Honor versetzt werden sollte, erörtert worden. Als ich auf der Station ankam, stand der Wiederbesetzung derselben nichts mehr im Wege, als einerseits das Bedenken, das Hr. Lascelles gegen einen Paragraphen unserer Committee-Verordnung erhoben hatte, nach welchem ich nicht unbedingt darein willigen konnte, daß der anglicanische Caplan die uns angebotene Kirche sollte mit benützen dürfen, sondern darauf bestand, es müsse uns vorbehalten bleiben, einem feindselig gesinnten oder unordentlich wandelnden Caplan den Eintritt zu versagen; andererseits der Wunsch des neu ernannten Collectors Silver, unser Missionshaus bewohnen zu dürfen, den auch der Haupt-Collector in Mangalur unterstützte, weil Hr. Silver nur unter dieser Bedingung seinen Sitz in Honor nehmen wollte, worauf eben der erste Collector drang.

Diese Punkte sollten nun ihre Erledigung finden. Schon darum mußte ich mit den englischen Beamten zusammen-

*) Miss.-Mag. 1853, Heft 4, S. 230.

kommen. Die Gastfreundschaft der Familie Lascelles rief uns aber ohne dieß mehr als Einmal hinüber in das Bangalow, welches sie bewohnte. Dieses steht westlich vom Reise-Bangalow, am äußersten Ende des Hügels, auf welchem die europäischen Wohnungen liegen. Es besteht aus mehreren durch bedeckte Gänge mit einander in Verbindung gesetzten einstöckigen Häusern. Den westlichen Theil bildet ein Pavillon, der auf einem Felsenvorsprung liegt und von einer Verandah umgeben ist, von welcher aus man den Hafen überschaut und nach drei Seiten eine prachtvolle Aussicht auf die See und die Berge genießt. In diesem Pavillon begrüßten wir die ersten Honor-Freunde, Herrn Lascelles, seine Gemahlin und Herrn Collector Hall von Sircy, der gerade auf Besuch in Honor war. Die hervorragendste Persönlichkeit war Frau Lascelles, eine ältliche Dame, nicht wegen großer Redseligkeit oder eines besonderen Ansehens, das sie sich zu geben gesucht hätte, — sie ist eine stille, liebreiche, gegen Alle, die sich ihr nähern, sehr mütterlich gesinnte Matrone, — sondern wegen ihrer ungeheuchelten, gediegenen, jeder Aufopferung fähigen Frömmigkeit. Ein ganzes Häuflein von Heiden hatte sie Jahrelang unterrichtet und so lebendig angefaßt, daß sie von Miss. Ammann getauft werden konnten. Und gerade dieses Häuflein von 19 bekehrten Hindus, deren Glaubensleben sie nicht bloß begonnen, sondern auch erhalten sehen wollte, war für sie die Aufforderung, die Besetzung der Station durch einen Missionar vor ihrer Abreise nach dem Cap der guten Hoffnung, wenn immer möglich, zu bewirken. Nachher suchten wir Hrn. Lesley in seiner Wohnung auf, einem jener flüchtig hingeworfenen, aber höchst merkwürdig eingerichteten ostindischen Häuser. Er ist der Arzt der Station, ein junger Mann. Kaum hörte er, daß ich immer an Zahnweh leide, als er mir durch einen Tropfen Chloroform Erleichterung verschaffte; den folgenden Tag aber befreite er mich durch eine äußerst gewandte Zahnoperation von dem Ausdringling, der mir die ersten Wochen meines ostindischen Aufenthalts auf eine höchst schmerzliche Weise verbittert hatte. Mit

gleicher Freundlichkeit nahm er später einen unserer Missionare, der unwohl in Honor landete, und weil seine Krankheit von Stunde zu Stunde stieg, seine Reise fortzusetzen außer Stande war (es war das Nervenfieber), in sein Haus auf und pflegte ihn Wochenlang. Es verbürgt mir dieß die Richtigkeit des ersten Eindrucks, den seine Persönlichkeit auf mich machte, nach welchem es mich däuchte, er müsse ein wahrhaft edler und liebenswürdiger Mensch seyn. Anders stellten sich die beiden Officiere dar, die wir später bei der Mahlzeit in Hrn. Lascelles Hause kennen lernten. Obwohl sie auch gelernt hatten in ernster und christlicher Gesellschaft sich zu gedulden, war es ihnen, wie man deutlich sah, doch um ganz andere Dinge zu thun, als um die kostbare Perle. Einer derselben namentlich verstand die diabolische Kunst so mancher Soldaten, die armen Weiber der Schwarzen zu verderben, und brach später auch in die kleine Heerde der Christen als ein reißender Wolf herein. Alle Anderen waren nicht bloß wackere, sondern mehr oder weniger entschieden christlich gesinnte Leute, die die Gelegenheit, etwas aus Gottes Wort zu hören, nicht ungenützt vorbeigehen ließen. Mehrere Male wurde auf ihren Wunsch von Miss. Mögling aus dem Worte Gottes gelesen und gebetet, am zweiten Tag förmlich gepredigt, wobei Frau Lascelles es nicht unterließ, diejenigen Glieder der schwarzen Dienerschaft, welche Englisch verstanden, zur Theilnahme zu berufen.

Am ersten Nachmittag fuhr, während wir auf der Verandah des Pavillon standen, ein Patimar in den Hafen ein. Dieser brachte meinen Neffen mit unsern Effecten nach einer äußerst bewegten, aber raschen Fahrt von Mangalur herauf. Nach kurzer Zeit stand er bei uns, und betrachtete von Oben herab auf festem Boden sein schwankes Boot, das gerade gegenüber vor Anker ging.

Schon Vormittags hatte ich mit Miss. Mögling unser leerstehendes Missionshaus in Augenschein genommen. Es ist eines unserer geräumigsten Missionshäuser; aber, obwohl auf dem Hügel, doch etwas tief und versteckt gelegen, und wegen seiner etwas unverhältnißmäßigen Breite und der

darin begründeten Höhe des Daches in diesem Himmelsstrich sehr kostspielig zu unterhalten. Am Abend führte uns Herr Lascelles in den Kirchen-Compound, der mit der Kirche und dem Katechistenhaus darin uns übergeben werden sollte. Dabei schritt einer seiner Bedienten mit einem ungeheuren Schirm aus Palmblättern hinter uns einher, damit uns die Sonne nicht zu sehr beschwerlich werde. Der Compound ist nur durch die Straße von unserem Missions-Gehöfte getrennt, und liegt südlich von demselben, ihm beinahe völlig gegenüber. Die südliche Grenze des Kirchen-Compounds bildet dieselbe schroff abfallende Felsenwand, auf welcher Herrn Lascelles Pavillon steht. Man schaut deßwegen von dem Kirchhof gleichfalls über einen Theil der Stadt weg, und ganz in der unmittelbarsten Nähe erblickt man unten in der Tiefe eine der römisch-katholischen Kirchen. Die Kirche selbst, welche uns Hr. Lascelles und seine Freunde übergeben wollten, ist klein, nur ungefähr 50 Fuß lang, aber sehr solid gebaut; die Mauern, obwohl aus Laterit-Quadern erbaut, sind außerordentlich dick, namentlich aber die Säulen und die Wände des Thurms, und überdieß sind auswendig sowohl am Thor als am Thurm Strebepfeiler angebracht. Der Styl der Kirche ist im Wesentlichen englisch, aber ostindisch modificirt. Das Schiff gleicht fast einem Wohnhaus, mit gewöhnlichem Ziegeldach. Die einzige Verzierung bildet die Zinne, welche an den Langseiten des Daches sich hinzieht, und den Zinnen unserer Basler Thorthürme ähnlich ist. Der Thurm ist nicht höher als das Schiff der Kirche, hat ein plattes Dach und gleicht vollkommen einem unserer Thorthürme; denn durch das untere Stockwerk sind große Portale hindurchgebrochen, welche eine Vorhalle bilden. Dennoch macht das Ganze, wenn gleich auf einen deutschen Reisenden keinen kirchlichen, doch einen harmonischen Eindruck. Das Katechistenhaus ist ein Haus, wie es unbemittelte Europäer in Indien haben, immer noch weit besser, als unsere sonstigen Katechisten-Wohnungen. Der ganze geräumige Hof um die Kirche her ist

mit Cocospalmen ausgesetzt. Dieser aber war und ist noch jetzt Eigenthum der Regierung.

Die Verhandlung über die Abtretung der Gebäulichkeiten an unsere Gesellschaft fand am folgenden Tage statt. Noch immer schienen sich unsere englischen Freunde an meiner Forderung einigermaaßen zu stoßen, daß die Paragraphen einer Basler Committee-Verordnung entscheiden sollten, ob der jeweilige Caplan des anglikanischen Bischofs den Zutritt zur Kirche haben solle oder nicht. Da sie aber sahen, daß ich nur unter dieser Bedingung die Kirche übernehmen würde, weil ich mich durch die Verordnung gebunden achtete, machten sie mir das Zugeständniß, das ich verlangte. Es war Hr. Hall, welcher zuerst auf meine Seite trat; Herr Lascelles, der dem Bischof in Madras verpflichtet war, entschloß sich erst, nachdem ich mehrere von ihm vorgelegte Redaktionen der Schenkungsurkunde zurückgewiesen hatte, zum Nachgeben. Endlich that er es, und die Urkunde wurde unterzeichnet. Nun fragte sich, wo der von mir zu sendende Missionar wohnen solle. Herr Silver wünschte das Missionshaus zu miethen; der erste Collector der Provinz bat mich, ihm dieses zu gestatten, bis ein Haus für ihn erbaut sey. Die Freunde in Honor forderten, daß Miss. Ammann sogleich aufziehe; ein anderes Haus war nicht vorhanden. Man rieth, ich solle das Missionshaus an Hrn. Silver verkaufen und ein neues bauen. Ich meinte, die Herren Beamten könnten besser eines bauen als wir; ich wollte die Missionsarbeit in Honor nicht mit Bauarbeiten anfangen. Man konnte aber in Honor über diese Fragen nicht ins Reine kommen; ich mußte mit Hrn. Silver selbst sprechen. Dieser hielt sich gerade im Bangalow an den Gersoppe-Fällen auf. Er wurde deßwegen davon in Kenntniß gesetzt, daß ich ihn besuchen würde, um diese Angelegenheit ins Reine zu bringen. So weit kamen wir in Honor. Man mußte vermuthen, die englischen Herren seyen nicht in gutem Einverständniß mit Silver, und dieser suche uns zu benützen und sich hinter uns zu stecken. Ich war entschlossen gerade

hindurch zu gehen; ich wollte mit aller Ehrerbietung verfahren, aber unsere volle Freiheit behaupten.

Nachdem wir so weit waren, setzte ich mich, um für die nächste Post eine Reihe Briefe zu schreiben. Während dieser Zeit begab sich Miss. Mögling zu dem Schwiegervater unseres geliebten Bruders Hermann Kaundinja, Sadramin (Oberrichter) in Sircy, der damals zur Wiederherstellung seiner Gesundheit für einige Monate auf Urlaub sich in Honor aufhielt. Er wollte dessen Stimmung gegen unsern Freund erforschen, ihm Mittheilung von dessen Rückkehr aus Europa machen, sehen, ob er es wagen dürfte, Kaundinja's Frau in Sircy aufzusuchen und, wo möglich, ein Wort Gottes dem alten kranken Herrn ins Herz und Gewissen schieben. Er wurde, wenn auch nicht freundlich, doch höflich aufgenommen und kam mit der Hoffnung zurück, es dürfte ein Besuch bei der Familie des Sadramin in Sircy gelingen.

Nun war unsere Aufgabe in Honor erfüllt; wir rüsteten uns deßhalb zum Aufbruch. Nachdem wir noch mit unsern Freunden gespeist hatten, und Frau Lascelles uns mit dem nöthigen Mundvorrath für die nächsten Tage versehen hatte, bestiegen wir ein Boot, das uns den Scherwatti hinauf nach Gersoppe bringen sollte. Es war etwa 4 Uhr Abends. Das Boot hatte 4 Ruderer, ein Segel und eine Decke, wenn ich nicht irre, von Tuch, die gegen die Sonne schützte, und bot hinreichenden Raum zum Sitzen und Liegen für noch mehrere Leute. Es war eine prachtvolle Abendpartie. Das Schiff glitt auf dem mehr einem See als einem Fluß gleichenden Strom zwar ziemlich langsam, aber äußerst sanft und still dahin. Zuerst überblickten wir die spiegelglatte Fläche in ihrer vollen Breite. Zur Rechten und Linken wechselten Cocospalmen, Reisfelder, Zuckerpflanzungen im Thal, und diese Letzteren namentlich boten, wenn sie von einem leichten Windzug bewegt, im Glanz der Abendsonne sachte auf- und niederwogten, einen ganz besonders herrlichen Anblick dar. Es ist wirklich ein wahrhaft malerisches Bild, wenn der indische Dichter ein solches im goldenen Licht der

Abendsonne auf- und niederwogendes Zuckerfeld mit einem aufflatternden Zug grüner Papageyen vergleicht, deren Flügel von der Sonne beschienen sind. Dann ging's an den kleinen Inseln hin, welche lieblich grün und wohl bebaut, zum Theil bewohnt, mitten im Strom liegen. Im Hintergrund aber erhoben sich gewaltige Massen, die Ghats, aus welchen der Strom herabkommt, ja über welche herab er sich, wie wir sehen werden, stürzt. Da hinein, in diese Bergthäler im Osten, steuerten wir. Bald verengte sich das Thal; eine kleine Weile hüllen sich einzelne Thalwandungen in Schatten, während andere noch vom Sonnenlicht erglänzen. Jetzt bricht mit ostindischer Eile die Nacht herein. Nur in unserm Schifflein ist es nun noch helle: ein kleines Lichtchen erleuchtet die kleine Reisegesellschaft, die sich müde auf ihrem Lager ausstreckt oder den heidnischen Ruderern das süße Evangelium verkündet, das als ewiges Licht auch ihnen die nächtlichen Pfade ihrer irdischen Wallfahrt erhellen soll. Draußen ist rabenschwarzes Dunkel, wie ich es in Ostindien sehr oft, in der Heimath selten gesehen. Kein Sternlein erhellt diese dichte Finsterniß. Allmählig fängt es an, mich zu frieren, und doch wies mein Thermometer noch auf 20 Grad Reaumur. Ich bedecke mich ein wenig und schlafe ein. Nach sechsstündiger Fahrt trafen wir Nachts 10 Uhr im Reise-Bangalow von Gersoppe ein. Unsere Knechte waren mit zwei Pferden von Mangalur hierher vorausgegangen. Sie waren da. Der Daffedar (so heißt man in Canara den Beamten, welcher das Reise-Bangalow beaufsichtigt und den Reisenden ihre Bedürfnisse herbeizuschaffen verpflichtet ist) hatte auch bereits für Träger gesorgt, die mich am andern Morgen in der Manschil weiter bringen sollten. Das Reisehaus hier ist sehr gering. Es enthält nichts als einen Tisch. Wir schliefen auf dem Boden. Ich hatte allein den Vortheil, eine kleine Matraze zur Unterlage zu haben. Miss. Mögling und mein Neffe lagen auf ihren Teppichen. Den andern Morgen, es war Freitag den 21. November, brachen wir auf, sobald der Tag graute; Miss. Mögling und mein Neffe zu Pferd, ich in der Man-

schil von 8 Männern auf dem Kopf getragen. Im Oberlande gibt es nämlich keine gelernte Palankinträger, wie im Unterlande; man wird deßhalb von Lastträgern fortgeschafft, die nur auf dem Kopf zu tragen gewöhnt sind. Wir befinden uns auf der linken Seite des Flusses und ziehen nach Osten dem Walde zu. Dort sind die Ruinen einer alten großen Stadt, und mancherlei Ueberreste untergegangener Heiligthümer. Bald hatten wir die Stelle erreicht, wo die best erhaltene Ruine steht. Es ist ein Jain- (sprich: dschän-) tempel. Er bildet ein großes Quadrat, an dessen vier Seiten jedes Mal ein kleineres als Vorhalle angebaut ist. An den äußeren Seiten dieser Quadrate lief ehemals rings herum ein Säulengang, von welchem jetzt nur noch die Säulen stehen. Der übrige Tempel ist unversehrt. Er ist ganz aus großen Quadern erbaut; selbst das platte Dach besteht aus riesenmäßigen Steinplatten von sehr beträchtlicher Dicke. Das Gebäude im Ganzen dagegen ist von sehr mäßigem Umfang, und nicht so groß als mancher andere Tempel, den ich in Canara später gesehen habe. Der Sockel, auf welchem der steinerne Fußboden der Verandah einst ruhte und der des Tempels selbst noch ruht, mag etwa 4 Fuß hoch seyn; das ganze Gebäude nicht mehr als 15 Fuß. Der Styl, in welchem das Ganze ausgeführt ist, ist äußerst einfach. Ueberall herrscht das Viereck und die gerade Linie vor: die Stufen, die Postamente der Säulen, diese selbst, wie ihre Capitäler, die Schwellen und Gesimse, die Portale und Hallen, Alles ist viereckig und geradlinigt. Nirgends ein Schnörkel, nirgends aber auch eine Verzierung. Im Mittelpunkt des Heiligthums stehen vier schön gearbeitete Heiligenbilder in weißem Stein, mit dem Rücken an einander sich anlehnend, mit den Angesichtern gegen die vier Portale gewendet, sitzend, in betender Stellung. Das Ganze machte einen weit mehr befriedigenden Eindruck auf mich, als die Pagoden der Brahmanen. Gern hätte ich eines der Heiligenbilder mitnehmen mögen, um sie einem Antiken-Kabinet in der Heimath zu überbringen. Ich fragte deßhalb den in der Nähe des Heiligthums wohnenden Jain

(Dschän), was ich für eines dieser Bilder bezahlen müsse. Er antwortete 1 Rupie (1 fl. 12 kr.). Meine Ehrerbietung vor allen Denkmalen vergangener Größe ließ es mir aber nicht zu, die schöne Gruppe, die vielleicht die einzige dieser Art im ganzen Lande ist, zu zertheilen, obwohl ich von der Regierung Erlaubniß erhalten hatte, ein Monument mitzunehmen, und vielleicht ein speculativer Kopf, der nach mir kommen mag, keinen Anstand nehmen wird, zuzugreifen. Dagegen sandte mir Hr. Collector Hall ein anderes Idol, das er unter den Ruinen Gersoppe's auffand, einen Gautama in Stein gehauen, nach Basel nach.

Von den Ruinen Gersoppe's hinweg sollte es zu den nach der alten Stadt benannten Wasserfällen gehen. Ich war der Meinung, wir werden sie in etlichen Stunden erreichen. Es ist aber eine ganze Tagereise dahin; denn zuvor muß das Gebirge erstiegen werden; da geht es bald über mächtige Höhen, bald durch tiefe Schluchten, durch Gebirgsthäler und Bäche, beständig Berg auf und ab, auf höchst ungebahnten, oft außerordentlich steilen Pfaden. Im Walde bei den Ruinen vertauschte ich meine Manschil mit dem Pferde meines Neffen und ritt bis zur nächsten Station. Zuerst hatten wir eine Zeitlang einen Ausblick auf den Fluß, der zu unserer Linken drunten im Thal über Steinblöcke und Felsenklötze hinrauschte; später ging's hinein in die Waldeinsamkeit, oft ins gewaltigste Dickicht; nur bisweilen unterbrach ein kleiner, wilder Waldbach, oder eine einsame Hütte, oder ein Zug reisender Hindu's, insbesondere von Syrupträgern, oder eine Heerde mit Reis oder Salz beladener Ochsen die Einförmigkeit und Stille der Einöde. Oft war der Pfad so ungangbar und mühevoll, daß man selbst zu Fuß nur mit großer Anstrengung an den Felsen emporkam. Nichtsdestoweniger wird jeder Europäer, der zum ersten Male diese Gebirgs-Päße besucht, aller dieser Beschwerden, denen er sich in der Heimath nie oder nur ungern unterziehen würde, kaum inne; denn jeden Augenblick bietet ihm der Urwald, den er durchwandert, nie gesehene und nie gehörte Dinge in unübersehbarer Fülle. Sind ihm doch diese Ge-

sträuche und Bäume, klein und groß, ja zum Theil riesengroß, alle völlig neu. Hat er doch nie zuvor solche Rohrpflanzungen gesehen, die im hellsten Grün, üppig und saftig, als wären sie erst eben aufgesproßt, zwar nur ein paar Finger dick, aber haushoch in die Lüfte ragen und einen undurchdringlichen Wald im Walde bilden. Setzen doch gewiß die Schlingpflanzen dieser tropischen Wälder Jeden in Erstaunen, wenn sie bald, wie eine Wendeltreppe, frei in der Luft armsdick sich emporspinnen bis zu irgend einem Ast, der ihnen einen Anhaltspunkt gewährt, bald einen gewaltigen Riesen des Waldes mit tausend zarten Armen umschlingen und erwürgen, bald wiederum von einer Säule dieses grünen Tempels zu der andern einen hoch und weit gesprengten Bogen spannen oder schenkelsdick bis zu den Spitzen der höchsten Bäume schief sich hinaufziehen und auf der anderen Seite wieder wunderliche Figuren beschreibend herunterlassen, um in unglaublicher Entfernung abermals die Höhe zu erklimmen. Findet endlich doch nicht bloß der Freund der Natur, sondern selbst der gelehrte Forscher hier fast auf jedem Schritt eine interessante Pflanze, oder Blume, oder Frucht, ein Nest, ein thierisches Produkt, einen Käfer oder einen Vogel, freilich aber auch Ungeziefer aller Art. Endlich erreichten wir auf einer Bergwiese mitten im Walde das erste Bangalow. Hier wurde Mittag gemacht, d. h. gegessen, was unsere Küche vermochte, und, wenn man konnte, ein wenig geschlafen. Bald ging es weiter. Der Weg war von nun an besser; denn wir befanden uns bereits in sehr beträchtlicher Höhe, und hatten die Ghats beinahe erstiegen. Nichtsdestoweniger war der Marsch noch weit beschwerlicher als am Morgen, weil es unausgesetzt Berg auf und Berg ab ging, und es in diesen Thälern schwüler und heißer zu seyn pflegt, als selbst in der Niederung. Gegen Abend erst kamen wir wieder im Thal des Scherwatti an. Nun aber befanden wir uns im oberen Flußthale, d. h. wir waren, obwohl im Thal, etliche tausend Fuß höher als am Morgen. Die Fälle hatten wir im Bogen umgangen. Immer noch waren wir auf der

linken Seite des Flusses. Dieser war hier oben reichlich so groß als der Neckar bei Heilbronn, obgleich er am 21. November nicht halb so viel Wasser hat, als in der Regenzeit. Rechts und links an beiden Ufern ziehen sich waldbewachsene Höhen hin, wie oberhalb Heidelberg am Neckar.*) Weit und breit ist's einsam und stille. Wir setzten auf Kähnen über den Fluß. Es ist auch auf der linken Seite des Flusses hart an den Wasserfällen ein Reise-Bangalow. Wir mußten aber jedenfalls an dieser Stelle übersetzen, wenn wir nachher unsere Reise nach Norden fortsetzen wollten. Ueberdieß ist der Ort, von welchem aus man diese unter die größten der Erde zu zählende Naturscenen am besten überschauen kann, auf der rechten Seite des Flusses. Dort sollte sich auch Hr. Silver befinden. Nachdem wir übergesetzt waren, ging's wider mein Vermuthen noch ¾ Stunden am rechten Ufer hinab, und zwar ohne alle Aussicht auf das Wasser. Ich sehnte mich ans Ziel zu kommen. Lange horchte ich vergebens auf das Getöse des Wasserfturzes. Endlich ging's noch einmal einen Hügel hinan. Dort steht ein neuerbautes Bangalow und unterhalb desselben, etwa 5 Minuten tiefer, liegen die Wasserfälle von Gersoppe. Da stürzt der Scherwatti in 4 Abtheilungen, in der Regenzeit in 7 oder 8, bisweilen sogar in Einem grandiosen Strom, 900 Fuß hinab über eine jähe Felsenwand in ein Becken, das nach der geringsten Angabe selbst wieder 300, nach der höchsten 600 Fuß tief seyn soll. Ohne auszuruhen, ohne gegessen und getrunken zu haben, eilten wir hinab, und kamen nimmer von diesem Anblick los, bis die Nacht herein brach. Vom Bangalow führen einige Gartenwege hinab bis an den Rand der Fälle; da man aber weder oben auf der Höhe noch auf dem Wege an irgend einem Punkt den Fluß oder die Fälle ansichtig wird, ist man außerordentlich überrascht,

*) Es ist mir merkwürdig, daß der Lord Bischof von Madras, natürlich ganz unabhängig von mir, die Gegend auch am ehesten mit dem Neckarthal vergleichen zu können glaubt. (S. **Bishop of Madras's Journal** 1843—44.)

plötzlich am Rand des schauerlichen Abgrunds zu stehen. Indessen weiß man auch jetzt noch nicht, was man zu sehen bekommen soll. Man hört nur das Brüllen furchtbarer Donner aus der Tiefe, die, wie man uns sagt, zu unsern Füßen liegt; denn weder der Fluß, noch der Fall, noch die Tiefe werden uns hier auch nur einigermaßen in ihrem ganzen Umfang und in ihrer wahren Größe offenbar. Ich versuche, Ihnen, meine Freunde, zuerst ein Bild von dem zu entwerfen, was wir hier, am Rande des Wassers stehend, zu erblicken im Stande sind. Wir stehen, obwohl vom Bangalow einige hundert Fuß herabgestiegen, hoch oben auf dem Gebirge, mit dem Rücken an die waldbewachsene Berghöhe gelehnt, welche an dem rechten Ufer des Scherwatti aufsteigt und wie die gegenüberliegende von Osten nach Westen hinläuft. Der Himmel breitet sich in wolkenloser Klarheit über uns aus. Das helle, saftige Grün der Tropenwelt schmückt auch hier die Wälder, welche rings die Berge bedecken. Blicken wir links, so schauen wir in das Thal hinein, durch welches der Scherwatti herunterkommt. Unser Standpunkt liegt aber zu tief, als daß wir weit hinauf ins Thal zu sehen im Stande wären. In unserer allernächsten Nähe, hart zu unsern Füßen, liegt des Bett des Flusses, in dieser Jahreszeit nur zum Theil vom Wasser bedeckt und mehr einem verlassenen Steinbruch als einem Flußbett ähnlich; denn so weit das Auge schaut, werden wir nichts als Felsentrümmer gewahr, die wunderlich durch einander und über einander liegen. Von einem Ufer bis zum andern mag es über eine Viertelstunde seyn; wir können aber nicht das Ganze überblicken; denn mitten im Fluß, gerade da, wo das Felsenthal plötzlich abgebrochen ist und es hinabgeht in die Tiefe, bilden die Felsen einen Wall, den der Strom nur an einzelnen Stellen durchbrochen hat und nur in der Regenzeit ganz überfluthet. Blicken wir gerade aus gegen Süden, so drängt sich ein Arm des Flusses an uns heran, der heute etwa die Breite von 40—50 Fuß und eine Tiefe von 6 — 10 Fuß haben mag; er läuft still bis zu uns heran, macht plötzlich eine halbe Wendung und

stürzt mit Einem Sprung in einer ununterbrochenen Wassersäule, wie ein plötzlich in Verzweiflung Gerathener immer wüthender tosend und schäumend, in den Abgrund. Rechts von diesem Fall ragt die Felsenwand, über die er hinabstürzt, etwa 20 Fuß hinaus über den Abgrund. Auf diese hervorspringende Felsenplatte, die oft selbst theilweise überströmt ist, werden wir nachher hinaustreten, um in die Tiefe hinabzuschauen. Für jetzt bleiben wir auf unserm Standpunkt stehen. Jenseits des rechten Flußarms, dessen Fall wir eben beschrieben haben, werden wir die ungeheure, fast quer über das Thal herüberliegende Felsenwand gewahr, über welche nun die übrigen Flußarme der Reihe nach hinabeilen. Um ein anschauliches Bild von derselben zu geben, vergleichen wir ihren oberen Rand am besten mit einem Joche, das wir uns platt am Boden liegend denken, in der Weise, daß die beiden Bogen rückwärts gegen den Fluß oder gegen Osten schauen, das rechte Ende aber etwas weiter vor nach Westen liegt, während das Linke nach Osten zurücktritt. Das rechte Ende des Joches nun bildet die Felsenplatte, auf welche wir später hinaustreten wollen. In der Mitte des rechten Bogens erblicken wir den Hauptfall, welchen die Engländer den großen Fall nennen; an den beiden Ecken des Verbindungsbalkens, also weiter nach Westen heraus und über den großen Fall hervortretend, erblicken wir den zweiten und dritten Fall, welche der Brüller und die Rakete heißen. Jener durchbricht an der südlichen Ecke des Verbindungsbalkens den Steinwall des oberen Felsenrands und bewegt sich mit ungeheurer Geschwindigkeit und furchtbarem Brausen und dumpfem Gebrüll auf einer geneigten Ebene in einem Kanal, den er in die senkrecht abfallende Felsenwand sich hineingewühlt, quer herüber von Süden nach Norden gegen den großen Fall, bis er auf reichlich mehr als der Hälfte seines Wegs nach Unten, nachdem er beinahe die nördliche Ecke des Felsenbalkens, der die beiden großen Bogen des Joches verbindet, oder mit andern Worten, die linke südliche Ecke des rechten Bogens, in welchem der große Fall sich befindet, erreicht

hat, in einem großen Felsenbecher sich verfängt und mit seiner gewaltigen Wassermasse tobend, brüllend und schäumend die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen genöthigt ist und über Bord springt.

Die Rakete, bei weitem kleiner als die beiden zuvor genannten Fälle, war vielleicht damals 10 Fuß breit, aber schwerlich viel mehr als 2 Fuß tief. Der obere Rand der Felsenwand, über die er sich herabstürzt, tritt über den untern senkrecht abfallenden Theil derselben so weit heraus, daß das Wasser vollkommen frei nach allen Seiten sich der Tiefe zubewegt; wegen der ungeheuern Höhe der Felsenwand schießt es aber im Sturz bald in hundert Silberstäbe aus einander, die selbst wieder platzen und verschwinden. Sieht man diesem Fall von oben herab nach, so hat es den Anschein, als müsse er in den Brüller sich ergießen oder über ihn hinstürzend denselben kreuzen, in der Wirklichkeit aber hat er sich völlig in verschwindenden Wasserstaub aufgelöst, ehe er in den Bereich desselben kommt.

Noch erblicken wir endlich einen vierten Wasserfall, der den Namen der weißen Dame erhalten hat, weil er, obwohl riesiger und majestätischer als alle Wasserfälle in den Schweizer-Alpen, sanfter und lieblicher erscheint, als die anderen Fälle, und, aus der Ferne gesehen, wie ein Strom von weißer Seide, oder wie ein Gewand von weißem Atlas in die Tiefe niederwallt. Der Fels, über den er herabstürzt, ist nicht vollkommen senkrecht, sondern staffelförmig aufgethürmt und abschüssig; weßwegen der Fluß hier mehr hinabgleitet, als hinabstürzt, und mehrere Cascaden bildet, welche ihre Wasserfülle in immer größerer Ausbreitung entfalten. Dieser vierte Fall tritt am weitesten nach Osten zurück; denn die Stelle, wo er hervorbricht, ist der linke Bogen des Jochs, das die Felswand bildet. Zugleich ist er, da er der südlichste der Fälle ist, von unserm Standpunkt aus gesehen, der entfernteste.

Zuletzt fassen wir noch den Hintergrund der gewaltigen Scene ins Auge. Richten wir unsere Blicke nach der Stelle des Felsenrandes hin, wo die weiße Dame hervorbricht, so

bemerken wir, daß wir schon fast am jenseitigen Ufer des oberen Scherwatti-Thales angelangt sind. Vom Ufer an aber sehen wir das Terrain gegen Süden hin alsbald sich erheben. Wie diesseits, so begleitet auch jenseits ein waldigter Hügelzug den Fluß bis zu seinen Fällen. Dagegen senkt sich dieser südliche Höhenzug von der Stelle an, wo der Fluß in die Tiefe stürzt, nach zwei Seiten nämlich gegen Westen; in dieser Richtung aber nur etwas Weniges, gegen Norden dagegen bis tief herab ins untere Scherwatti-Thal; während der nördliche Höhenzug, auf dem wir stehen, so weit ich bemerken kann, in gleicher Höhe gegen Westen hin fortläuft, gegen den Fall hin aber senkrecht abfällt. Aus diesem Grund erblicken wir oberhalb der Fälle auf dem jenseitigen Ufer zunächst ganz leise sich erhebend eine weite Bergwiese, auf welcher das Reise-Bangalow der Meisurseite steht, das obgleich etwas entfernter von den Fälleu, als das dießseitige, uns doch so nahe zu seyn scheint, daß wir den jeweiligen Bewohnern desselben meinen über den zwischen uns liegenden Abgrund hinüber die Hand reichen zu können, sie wenigstens vor dem Hause ganz deutlich sich ergehen sehen. Weiter rechts gegen Westen sehen wir die tiefer und tiefer sich senkenden Bergkuppen so sich gruppiren, daß wir, obgleich uns kein Blick in das Flußthal selbst hinab vergönnt ist, aus der Art, wie sie sich zusammen lagern, den Schluß ziehen können, dasselbe wende sich unterhalb der Fälle zwar immerhin bald links bald rechts in ziemlich kurzen und scharfen Brechungen, aber doch vorherrschend links. Dieß hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß das Gebirge von Südost nach Nordwest zieht, der Hauptstock des Gebirgs also unbeirrt von den Wogen des immer stärker werdenden Stromes seine Straße gegen das Meer hin weiter geht, während der Fluß suchen muß, auf dem möglichst kurzen Wege das Tiefland zu gewinnen, und deßhalb links zu ziehen genöthigt ist, wenn das Urgebirge rechts zu gehen sich vorgesetzt hat. Von dem Gebirgszug, auf welchem das Reise-Bangalow der jenseitigen Userseite steht, werden uns indessen nicht bloß die Kuppen sichtbar, vielmehr bildet gerade seine uns zuge-

wandte nördliche Seite den prachtvollen Hintergrund des Gemäldes, das ich bisher zu zeichnen versuchte. Ohne Zweifel präsentirt sich die diesseitige (nördliche) Thalwand, auf der wir stehen, von der Meisurseite angesehen, gewaltiger und grandioser, weil sie eine ungeheure fast einen rechten Winkel beschreibende Felsenwand bildet, von welcher die Felsen der Wasserfälle nur der eine Schenkel sind; dagegen ist es die jenseitige Thalwand gerade, welche den freundlich milden, ja man darf sagen lieblichen Ton über das in gewissem Betracht wahrhaft grausenvolle Bild der Gersoppefälle ausgießt. Hat der Fels rechts starr und unbeweglich dem wüthenden Element, das hier eine Bahn sich brechen wollte, spottend widerstanden, so ist die linke Seite dagegen sanft sich neigend, und nach Süden zurücktretend dem heranbrausenden Sturme ausgewichen. Die jenseitige Bergwand fällt von der Höhe der Fälle mehr als 1000 Fuß ganz allmählig bis zum großen Wasserbecken ab, das in der hintersten Ecke des Thalgrundes, da, wo die beiden Schenkel der großen Felsenkluft sich berühren oder gerade zu unsern Füßen liegt. Man kann versucht seyn, den Berg jenseits für eine große Alpenmatte zu halten, ein scharfes Auge bemerkt jedoch bald, daß es ein mächtiger Wald ist, der die ganze Bergwand in dieses sammtne Gewand hüllt. Auch den Weg, der vom jenseitigen Reise-Bangalow durch den Wald zum großen Felsenbecken in der Tiefe hinabführt, kann ein scharfes Auge deutlich erspähen. Er schlängelt sich wie ein hellerer Faden durch das schattige Grün des Waldes.

Doch nun ist es Zeit, daß wir unsern Standpunkt am Ufer des großen Falls verlassen und auf die mehrfach genannte Felsplatte hinaustreten um in die Felsenschlucht hinab zu schauen. Wir steigen von Stein zu Stein, oder auch auf einem Brett, über eine, von den äußersten Spitzen des bei der Wendung des Flusses hier vorschießenden und wieder zurückkehrenden Wassers halb überfluthete, Stelle auf der äußersten Rechten des Flußbetts. Bald sind wir nur noch 10 Fuß vom Rande des Abgrunds entfernt. Waren wir anfangs ganz muthig vorangeschritten, so faßt nun einen

Jeden beim mehr und mehr sich öffnenden Blick in diese furchtbaren Abgründe Grausen und Entsetzen. Als ob die Donner der Tiefe uns entgegendröhnten: „Sterblicher, stehe still! nicht einen Schritt weiter, du Kind des Verderbens! beuge dich, der du Staub und Asche bist, und sinke nieder!“ fallen wir Alle unwillkührlich zur Erde nieder und ich bin gewiß, es schaut keiner aufrecht in den Schlund hinab. Auf allen Vieren, zuletzt auf dem Bauche liegend, kriecht man hinaus auf die Felsenspitze. Endlich ragt der Kopf über den Block hinaus, und die Augen können erschauen, was in der Tiefe sich begibt. Aber da ist's nun auch wahrhaft fürchterlich. Es ist nicht bloß die für das Auge so völlig ungewohnte Tiefe, was das Herz hier in seinen tiefsten Gründen schaudern und beben macht, sondern auch das Sieden und Kochen, die Gährung und Auflösung des wüthenden Elements, das unheimliche Zwielicht, das über dem Abgrunde lagert, trotz dem, daß das goldene Licht der Abendsonne mit der Finsterniß der Tiefe ringt, und zuletzt das Brausen und Brüllen und Tosen und Donnern der Wasser, das von allen Ecken des Felsenthales wiederhallt. Verfolgen wir nun zuerst den großen Fall. Beim Heraustreten über Bord gleicht er noch völlig einem Fluß, friedlich und glatt strömt er herab, hinter ihm herum könnte man einen Gang in den Felsen hauen, vollkommen trocken müßte man unter seinem Bogen hinwandern können. Die Tauben und Schwalben, die in den Felsen nisten, fliegen beständig unter ihm hin und her. Bald aber färbt sich der grüne Wasserstrahl gelb und weiß, dann kräuselt er sich und formirt eine Schaum- und Wolkensäule, die zuletzt in undurchdringlichen Dunst sich hüllt, in dessen schmutzig rothen Hintergründen Alles unterschiedslos durch einander wallt. Nachdem wir eine Weile still dagelegen waren, und Aug und Ohr an dieses erschütternde Schauspiel sich ein wenig gewöhnt hatte, ergriff Miss. Mögling einen platten Stein von mehr als einem Fuß Länge und warf ihn hinab in die Tiefe. Der Eine von uns verfolgte den Stein in seinem Fall, der Andere sah auf die Uhr; aber das Experiment lieferte kein Resultat. Ich ver-

folgte den Stein mehrere Minuten lang; aber es war nicht möglich den Moment zu bezeichnen, wo derselbe meinen Blicken entschwand. Kein Wunder, die Felsblöcke, die da unten durch einander gewürfelt sind, erscheinen, von oben herab gesehen, ziemlich unbeträchtlich und klein, und doch sollen manche eine Höhe von 50 Fuß, ja von 100 und 200 haben.

Lange lagen und saßen wir auf unserm Felsenhort und immer wieder suchten unsere Blicke die Tiefe. Es ist ein merkwürdiger Zug in der Natur des Menschengeistes, daß je unergründlicher und unermeßlicher das ist, was ihm entgegentritt, sein Verlangen, es in sich aufzunehmen und zu besitzen, statt allmählig zu erlahmen und zu ermatten, mit steigernder Macht sich geltend macht. Man wird Tage und Wochen bedürfen, diesen Winkel der Erde, der eines der größten uns sichtbaren Wunder Gottes in sich birgt, genau kennen zu lernen und dennoch wird man, so oft man wiederkehrt, mit immer neuer Lust diese Werke göttlicher Majestät und Herrlichkeit betrachten.

Man muß, wenn man die Gersoppefälle allseitig kennen lernen will, sie auch noch theils von einem Pavillon aus, den ein Engländer einige hundert Schritte thalabwärts, gleichfalls auf der rechten Seite des Flusses auf einem noch kühneren Vorsprung der Felsenwand, erbaut hat, theils unten herauf aus der Tiefe betrachten. An die erstgenannte Stelle begaben wir uns noch am späten Abend, und wirklich stellt sich dort die weiße Dame ganz besonders schön und prächtig dar. Auch wallt und wogt hier der Fluß selbst gegen uns herab, um wörtlich unter unsern Füßen hinzuziehen. Dagegen war es uns nicht vergönnt ins untere Thal zum Felsenbecken hinabzusteigen. Es ist nicht möglich an den Thalwänden der Nordseite, auf der wir uns befinden, zum Fluß hinabzukommen. Man muß zurück zu der Stelle, an der wir oberhalb der Fälle übersetzten, um ans jenseitige Ufer zu gelangen, und dann diesem entlang bis zum Bangalow, das uns gegenüber liegt, herabgehen, von wo dann der Fußpfad, von dem wir oben gesprochen haben, in die Tiefe hinunterführt. Dieß ist ein Weg von 4 Stunden hin und

zurück, der uns am Ende einen ganzen Tag gekostet hätte. Wir mußten also auf den Genuß verzichten, die Fälle auch auf der andern Seite des Flusses und von unten herauf anzusehen. Für heute war nichts weiter mehr zu unternehmen. Es war bereits dunkel geworden und die Nacht brach ein. Müde und erschöpft, hungrig und durstig, traten wir den steilen Rückweg vom Pavillon nach dem Bangalow an.

Dort sollten wir Hrn. Silver finden. Dieser war aber, ohne Zweifel um uns Platz zu machen, vielleicht auch aus andern Gründen, am Morgen in das jenseitige Bangalow hinüber gegangen. Nach dem Essen beriethen wir uns deßhalb darüber, wie die noch immer schwebende Honorfrage zum Abschluß zu bringen und insbesondere was Hrn. Collector Silver des Hauses wegen zu antworten sey. Es wurde ihm durch einen Expressen ein Brief gesendet, in welchem ihm erklärt wurde, die Besetzung Honors sey von mir beschlossen und werde ausgeführt werden, wenn für Miss. Ammann ein Haus gefunden werden könne. Zum Verkauf des Missionshauses und zur Erbauung eines neuen Hauses könne ich mich nicht entschließen. Dagegen vermöge ich auch nicht, ihm die Erfüllung seines Wunsches, unser Haus für einige Zeit an ihn zu vermiethen, zu versagen, da, wie ich höre, sein Wohnen in Honor für seine amtliche Stellung von Wichtigkeit sey, und er keine andere Wohnung erhalten könne. Er selbst möge nun darüber entscheiden, was geschehen solle. Seine Antwort lautete dahin, daß er auf das Wohnen im Missionshaus unter diesen Umständen verzichte, ohne Zweifel, weil es ihm nicht unangenehm war, gegenüber dem ersten Collector sagen zu können, es sey ihm nicht möglich nach Honor überzusiedeln. Damit war über Honor entschieden. Ich ertheilte von Hubli aus Miss. Ammann die Weisung, nach Weihnachten die Station zu besetzen.

Den andern Morgen (22. Nov.) ging es weiter Sircy zu. Zuerst hatten wir die Höhen der Ghats wieder hinabzusteigen, die aber auf dieser Seite wohl um 2 Drittheile niedriger sind, als gegen das Tiefland hinab. Dann ging's auf der Hochebene des Oberlandes fort. Der Weg war

eine für Indien wohlgebahnte Straße. Die Gegend ist ziemlich einsam; bald ging es über weite, wenig bebaute und unfruchtbare Haiden, bald durch beträchtliche Waldungen, in denen mich die ungeheuren Bambusbüsche ganz besonders anzogen, aber nicht mehr die üppige Vegetation zu erblicken war, wie an den westlichen Abhängen der Ghats. In Sircy kamen wir erst nach Mitternacht an. Dennoch bestand ich da noch ein Abenteuer höchst sonderbarer Art. Ich lief längere Zeit vor meiner Manschil her; meine Reisegefährten waren weit voraus. Endlich erreichten wir die Stadt. Die Straße führte an einer langen Reihe von Hütten hin. Es waren die Barracken der Garnison, die ich aber nicht erkannte. Am Ende der Straße ist ein Hügel, auf dem ein Bangalow steht. Da war Licht und Bewegung; ich hielt es für das Reise-Bangalow und lief über Stock und Stein gerade darauf zu. Meine Träger fangen ihr „hehum" „hahum" immer lauter und lauter nach allgemeiner Gewohnheit. Da rief mir eine Stimme laut entgegen; ich meinte, es sey einer meiner Gefährten und ging weiter; denn ich hatte wegen des Geschrei's der Träger nicht verstanden, was die Bedeutung des Rufes gewesen war. Dieselbe Stimme aber rief noch einmal und zum dritten Mal. Trotzdem lief ich fort. Da stand ich dann aber plötzlich erstarrt vor Schrecken still; denn der Mann war die Schildwache, die mir: wer da? zugerufen hatte, und gerade den Hahnen spannte und mit gefälltem Bajonet mich empfing. Ich sprach verworren englisch und deutsch durch einander, mich entschuldigend, als der Officier mir entgegen kam. Er wies mir freundlich den Weg, und ich dankte Gott und lachte mich selbst aus.

Die Nachtruhe im Bangalow that uns nach dem langen Tagemarsch sehr wohl. Den andern Morgen kamen Brahminen zu sehen, ob Hermann Kaundinja nicht da sey, zuletzt Subrao, ein Bekannter seiner Familie, im Auftrag seiner Frau. Er war sogleich bereit, Miss. Mögling zu ihr zu führen. Der Besuch wurde aber erst Nachmittags ausgeführt. Miss. Mögling konnte mit ihr reden, mußte aber

unter der Zimmerthüre stehen bleiben, während sie im Hintergrund des Gemachs mit den Frauen verborgen blieb. Den Brief ihres Mannes ließ er ihr durch ein kleines Mädchen, das ihn an der Thüre abholte und in seiner Gegenwart übergeben mußte, einhändigen. Wir hatten gewünscht, noch Vormittags weiter zu reisen; heute sollten wir aber einmal inne werden, wie man in Indien denkt und lebt. Die Missionare von Hubli und Dharwar hatten uns ihre 2 Pferde nach Sircy vorausgesendet. Diese waren frisch. Wurden unsere beiden Pferde nur abwechselnd geritten, so konnten wir hoffen noch eine gute Strecke bis Abends zurückzulegen. Um desto weiter zu kommen, wurden die Knechte mit den Pferden schon am Morgen auf die nächste Station vorausgesendet. Wir wollten in der Manschil nachkommen. Statt um 10 Uhr Vormittags waren aber unsere Träger Nachmittags 2 Uhr noch nicht da. Ich trieb den Daffedar; aber umsonst. Endlich kam ich jedoch fort. Miss. Mögling war in Sadramin's Hause,*) Kaundinja's Frau zu besuchen, und wollte von dort nachkommen; allein seine Träger erschienen nicht. Er mußte zum Malmedar (Oberamtmann) gehen, um sie zusammen zu bringen. Wir aber, mein Neffe und ich, fanden, nachdem wir 1 — 2 Stunden Wegs zurückgelegt hatten, unsere Knechte mit den Pferden in dem Wald liegen. Sie ließen sich's wohl seyn, kochten und aßen; die Pferde aber hatten nichts bekommen. Um 6 Uhr kam ich auf der Station an, Miss. Mögling und die Pferde um 7½ Uhr. Nun aber waren die Pferde nicht gefüttert und unser Gepäck war dahinten geblieben. Es war also unmöglich weiter zu gehen, ungeachtet wir den ganzen Tag nur 4 Stunden zurückgelegt hatten. Dieß war für mich, dem die Zeit zugemessen war, und jede Stunde kostbar seyn

*) Ich benütze diese Gelegenheit zur Berichtigung eines Verstoßes, der sich in einer Nummer des Heidenboten von 1854 findet, indem ich bemerke, daß Hermann Kaundinja's Schwiegervater zur Zeit der Verheirathung des Ersteren noch nicht in Sircy lebte, die Hochzeit vielmehr in Mangalur stattfand.

mußte, keine kleine Geduldsübung. Das Reisehaus stand einsam an der Landstraße; eine elende Hütte, gegen die Straße hin offen, nur mit Latten verschlagen, einem Holzstall ähnlich; Nichts war zu erhalten, als ein wenig Milch. Aber hier mußte nun eben übernachtet werden. Wir legten uns alsbald schlafen und ich nahm mir vor, sobald ich erwachen würde, zum Aufbruch zu blasen. Um 1 Uhr trieben wir die Leute aus den Teppichen. Ich sattelte selbst mein Pferd und stieg auf. Bald war Alles fertig. Von 1 Uhr bis 5 Uhr ritten wir ununterbrochen fort. Die nächste Station sollte 4 Stunden entfernt seyn; wir aber hatten in dieser Zeit wenigstens 6 zurückgelegt und doch erblickten wir kein Haus. Endlich, als der Tag graute, merkten wir, daß wir die Station passirt hatten, ohne sie zu beachten. Die nächste Haltstelle war aber noch 3 Stunden entfernt und die Knechte hatten kein Geld, um auf der übersehenen Station die Leute auszubezahlen, welche die Koffer trugen. Deßhalb ritten wir in ein nahe liegendes Dörflein, das hinter einem kleinen Wald verborgen war und endlich von uns entdeckt wurde, um einen Mann mit Geld zurückzusenden und unsern Knechten sagen zu lassen, wo wir seyen. Im Dorf war Alles still, nur der Gauda war bereits in Thätigkeit. Dieser sandte alsbald einen Mann ab. Wir legten uns in der Veraudah der Tschaudi (des Rathhäuschens) auf den Boden. Meine Begleiter machten ein Schläfchen. Ich sah zu, wie man unsere Pferde fütterte und tränkte. In der Nähe des Dorfes war nämlich ein großer Teich; da hinein trieb man das Vieh, um es zu tränken. Zugleich dient der Teich aber auch als Badeplatz und Brunnen für die Dorfbewohner; dieß erscheint uns Abendländern als sehr unappetitlich; ich habe aber Hindu Wasser trinken sehen, das ganz grün und mit einer dicken Haut überzogen war. Hier waren es wenigstens gewiß Quellen, welche das Bassin speisten. Zwischen 8 und 9 Uhr kamen nun endlich auch die Knechte und unsere Effecten. Nun wurde beschlossen, daß zuerst ein Frühstück bereitet und dann trotz der bereits beträchtlichen Hitze weiter geritten werden sollte. Um mehr

Schatten zu haben, siedelten wir uns in einem schräg über die Straße hinüber gelegenen Basappa-Tempel an. Es war ein unbedeutendes Gebäude, doch hatte es die gewöhnlichen 3 Abtheilungen. Im mittleren Theil, der von der Stelle, wo der Götze (ein Ochse) stand, nur durch ein kleines Geländer getrennt war, breiteten wir unsere Teppiche aus. Mittlerweile trieben die Dorfbewohner, die hauptsächlich von Viehzucht leben, und, nach den Büffelheerden zu schließen, die sie an uns vorbeitrieben, wohlhabende, wenn nicht gar reiche Bauern seyn müssen, ihr Vieh ins Freie. Die Knechte zogen den Heerden nach, die Herren sammelten sich um Miss. Mögling, der ihnen alsbald das Evangelium zu verkündigen begann. Seine heitere, freundliche Ansprache lockte sie an; es entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch. Die Leute hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu und gaben Beifall. Schwerlich war in diesem Dörflein schon einmal das Evangelium gepredigt worden; denn es liegt ganz abgelegen im Gebüsch verborgen. Nachher kam eine ostindische Gaukler-Bande, die freilich die Einwohner des Dorfs noch weit mehr anzog, was man daraus abnehmen konnte, daß Weiber und Kinder aus allen Ecken hervorschlüpften, um ihre Künste zu sehen. Die Hindu's lieben überhaupt die Gymnastik und man sieht sie bei solchen Veranlassungen eine körperliche Gewandtheit und eine Kraft entwickeln, die das, was ich in Europa von dieser Art gesehen habe, entschieden übertrifft. Wie ich später hörte, gibt es, im Oberland wenigstens, in jedem Dorf sogar einige Häuser, in denen Knaben und Jünglinge ganz eigenthümliche Turnübungen anstellen. Ich schlüpfte in Bettigeri selbst einmal in eine dieser Turnhütten hinein, und war erstaunt über die Kraft und Ausdauer, mit der die darin turnenden Jünglinge ihre schweren Keulen unter den gewaltigsten Bewegungen des ganzen Leibes singend vor- und rückwärts schwangen. Würden diese Leibesübungen nicht bei Nacht geschehen und mit dem Heidenthum in unmittelbare Verbindung gebracht, so wären sie gewiß höchst lobenswerth; denn in diesem heißen und erschlaffenden Klima kann man sich gegen die unter

diesen Umständen so natürliche Trägheit des Fleisches nur durch sehr energische Körperbewegung schützen, und namentlich viele Professionisten, welche den ganzen Tag auf dem Boden sitzen, dürften durch sie vor vielen Krankheiten bewahrt bleiben.

Nachdem unsere Leute gegessen hatten, bestiegen wir unsere Pferde, und ritten in brennender Mittagshitze zur nächsten Station. Dieß war keine Kleinigkeit; denn wenn auch der Landwind immer noch einige Bewegung unterhielt, so stach die Sonne doch gar gewaltig. Die Empfindung, die sie auf der Haut selbst unter den Kleidern hervorbringt, gleicht oft dem leisen Stich einer feinen Nadel. Ich fühlte die Wirkung der Hitze immer am meisten an den Schläfen, an welchen ich oft eine Empfindung hatte, als würde mein Gehirn hier in die Höhe gezogen. Meine Begleiter trabten gewaltig fort und fort; ich vermochte dieß nicht lange auszuhalten und that, wie ich konnte. Das nächste Reise-Bangalow lag auf einer kleinen Anhöhe und gewährte reichen Schatten. Dort wurde einige Stunden Halt gemacht. Sehr ermüdet fiel ich bald in einen tiefen Schlaf. Unsere Rosse dagegen waren immer noch lebendig. Eines derselben, das an einen Baum gebunden war, sah in der Ferne eine Truppe Kameraden auf der Waide sich tummeln, da machte es sich mit Einem Riß los und galopirte davon, und es brauchte eine gute Weile, bis es wieder eingefangen war. Nach 4 Uhr brachen wir von Mundagode (so hieß die letzte Station) wieder auf. Als ich um 11 Uhr Taddas erreichte, hatten meine Begleiter, die vor mir angekommen waren, bereits unter einem Haufen Hindu's in der Tschaudi auf dem Boden Platz genommen. Auch mir blieb keine andere Wahl als dasselbe zu thun, obgleich da Mann an Mann ausgestreckt lag, Einige um ein Feuer herumsaßen, rauchten und plauderten, und die Leute immer ab- und zugingen, so daß an Schlaf nicht viel zu denken war. Eben deßwegen brach ich, da ich in meiner Manschil besser ruhen zu können hoffen konnte, um 1 Uhr wieder auf und mit Tagesanbruch war ich am Ziel unserer

Reise in Hubli (25. Nov. Morgens). Noch eine geraume Strecke von der Stadt entfernt, sah ich die Straße bereits sehr belebt, wie es in der Nähe großer Städte überall zu zu seyn pflegt. Fußgänger und Wagen, mit allerlei Früchten und Producten des Landes beladen, und namhafte Viehheerden zogen zur Stadt. Als ich bei den ersten Häusern von Hubli ankam, streckten die Leute eben gerade die Köpfe zu ihren Hütten und Häusern heraus, um den Tag zu begrüßen. Bis ich aber durch alle die breiten, langen, beiläufig gesagt, für eine Hindustadt wirklich schönen Straßen hindurch war, wurde es bereits lebendig auf ihnen. Die Einen putzten sich selbst, die Andern die Straße, die Einen öffneten ihre Buden, die Andern besorgten ihr Vieh. Endlich ging's am nord-westlichen Ende der Neu-Stadt eine kleine Anhöhe hinauf zwischen Garten- und Klostermauern und an einem großen Teiche hin, dann über einen weiten, freien, dürren Rasenplatz, und durch eine wohl sechs Fuß breite Cactus-Hecke in einen Garten hinein. Hier steht unser Missionshaus. Bald kam mir Miss. Joh. Müller entgegen und es war große Freude, daß wir da waren.

Dritter Abschnitt. — Visitationsreise in der Provinz Südmahratta.

A. Das Südmahrattenland.

In Hubli angekommen, machte ich mich alsbald an die Visitations-Arbeiten; ehe ich aber über dieselben Bericht erstatte, halte ich es für zweckmäßig, einige Bemerkungen über das Land voranzuschicken, in das wir uns versetzt sehen. Schon aus dem bisher Mitgetheilten ersehen meine Leser, daß, seit wir die Ghats erstiegen haben und wir auf der Hochebene einherziehen, welche sich oberhalb des Gebirgs bisweilen unabsehbar gegen Osten und Norden ausdehnt, die Scene um uns her wesentlich sich verändert hat. Dieselbe Verschiedenheit aber, die uns in der Natur hier

oben entgegentritt, nehmen wir auch an dem Volke wahr, das dieses Hochplateau bewohnt und seit einer Reihe von Jahren Gegenstand unserer Missionsthätigkeit geworden ist. Und diese Unterschiede würden uns immer mehr zum Bewußtseyn kommen, je weiter wir vordringen und in die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens der dieses Land bewohnenden Stämme eindringen würden. Müssen wir nun irgendwo auf dieselben zu reden kommen, so scheint mir die gegenwärtige Stelle der Ort zu seyn, wo ich meine Beobachtungen über Südmahratta, wie es bereits hinter meinen Lesern oder noch vor ihnen liegt, am Schicklichsten zusammenstellen und dem, was wir von Canara theils bereits erzählt, theils noch nicht berichtet haben, gegenüberhalten kann. Wie bereits gesagt, mache ich deßhalb meinen Lesern zuerst einige Mittheilungen über das Südmahrattenland im Allgemeinen, und zwar zuerst über das Land und Volk, dann über den Stand der Cultur und die religiösen Zustände von Südmahratta.

1. Land und Volk von Südmahratta.

In Hubli, wo wir uns befinden, sind wir bereits in Südmahratta. So nennt man das Land zwischen dem Krischna (Kistna) im Nordosten, dem Tungabhadra (Tumbudra) im Südosten und den Gahts (im Osten von Concana und dem portugiesischen Fürstenthum Goa) gegen Westen. Als ein Zweiströmeland (Duab), dessen Grenzflüsse sich zuletzt im Osten vereinigen (der Tungabhadra fließt in den Krischna) und dessen Hintergrund im Westen ein Gebirge (die Ghats) bildet, ist es von der Natur nach seinen drei Seiten hin ganz bestimmt begrenzt. Im Alterthum gehörte das Land zu Carnata (Carnatik); deßhalb heißt es unter uns Baslern häufig das canaresische Oberland zum Unterschied vom canaresischen Tiefland, das unterhalb der Ghats von Honor bis zum Tschandragiri im Süden sich hinabzieht. Seinen jetzigen Namen Südmahratta erhielt das Land in Folge der Besetzung desselben durch die kriegerischen Mahratten, welche, ursprünglich im Norden des Krischna

wohnend, seit 1674 ihre Herrschaft immer weiter über die Länder des Dekan ausbreiteten und so auch in Carnata einfielen und immer festeren Fuß faßten (1674 — 1682). Der Name hatte also ursprünglich rein politische Bedeutung. Wie das Land nördlich von Krischna der Sitz der Großfürsten (Maharaja's) der Mahratten, das eigentliche Mahratta war, so hieß das neueroberte Land im Süden des Krischna nunmehr Südmahratta. In unserm Jahrhundert dagegen, in welchem, mit der Vernichtung des großen Mahrattenstaats und seiner Trümmer in den Jahren 1804, 1814 und 1818, die Herrschaft über Central-Indien an die Britten überging, verlor mit der Theilung der Territorial-Gewalt in Südmahratta der Name seine politische Bedeutung wieder und erhielt die geographische Beziehung, die wir oben namhaft gemacht haben; denn jetzt gehört der nordwestliche Theil von Südmahratta den eingebornen Fürsten von Sattara und Kolapur, der östliche dem Nizam von Hyderabad, das Uebrige der ostindischen Compagnie, und in dieses brittische Territorium hinwiederum theilen sich mehrere englische Collectorate, nämlich das Collectorat von Belgaum im Nordwesten, Dharwar im Osten und Canara (nämlich das Subcollectorat von Mangalur in Sircy) im Südwesten. Damit ist denn auch die Frage entschieden, ob Südmahratta canaresisches Oberland genannt werden könne. Der Name kann gerechtfertigt erscheinen, sofern das Collectorat Canara bis 6 Stunden gegen Hubli hinaufreicht (die Grenze des Collectorats Dharwar und Canara passirten wir zwischen Mundagode und Taddas, den beiden letzten Stationen vor Hubli) und überdieß die Sprachgrenze zwischen Mahratta und Canara jetzt fließend ist, weil in ganz Südmahratta die beiden Sprachen neben einander hergehen. Da aber der Name „canaresisches Oberland" vom Collectorat Dharwar und Belgaum, in welchem unsere Missionsstationen liegen, jedenfalls sonst nicht gebraucht wird, der Name Südmahratta dagegen ein wenigstens geographisch, wenn auch nicht politisch bestimmt abgegrenztes Land bezeichnet, und zwar ein Gebiet, das alle unsere Sta-

tionen in den Collectoraten Dharwar und Belgaum umfaßt, so gebrauchen wir lieber den Namen Südmahratta, als jenen „canaresisches Oberland."

Südmahratta ist ein Theil der ungeheuern von den Ghats im Westen bis zur Ostküste der Halbinsel allmählig gegen Osten sich abdachenden Hochebene des Dekan. Damit ist die Gestalt des Landes bereits bezeichnet. Während das Tiefland unterhalb der Ghats ein Hügelland ist, in welchem unaufhörlich niedrige Hügel, von 100 — 400 und mehr Fußen mit scharf eingeschnittenen Thälern und Gründen wechseln, so daß man jede Viertelstunde eine neue Ansicht vor sich ausgebreitet sieht, ist Südmahratta, man kann fast sagen, Eine große, unabsehbare Ebene. Nur im Westen von Dharwar und Belgaum erblicken wir noch die niedrigen Ausläufer der Ghats und wiederum im Norden des Gutpurba und zur Rechten und Linken des Malpurba die ganz unbedeutenden, bald völlig unterbrochenen, bald völlig kahlen Fortsätze dieser Ausläufer, während sich von Gadak bis Harihar die Kuppu-Gud Berge nach Süden hinabziehen, die aber selbst auch mehr wellenförmige Hebungen des Terrains von größerem Umfange als Bergketten sind. Das übrige Land ist durchaus flach und eben; nur hie und da senkt und hebt sich der Boden um einige Fuße, oder man steigt eine Terrasse von unbeträchtlicher Höhe hinauf und hinab, oder ein Bach oder ein Fluß hat ein Rinnsal von einer oder mehreren Mannshöhen in die Ebene hineingerissen. Auf dem ganzen Weg von Belgaum bis Kaladgi, erblickte ich nur an vier Stellen einige Hügel in der Nähe oder Ferne. Von Hubli bis Bettigeri und von Bettigeri bis Badami zogen wir beständig über ebenes Land, Feld oder Waide dahin. Im Vergleich mit den anmuthigen Höhen und Tiefen des Küstenlandes ist Südmahratta daher ein höchst einförmiges und langweiliges Land. Ich weiß es in Beziehung auf die Gestalt seiner Oberfläche nur der Mark Brandenburg und den Küstenländern der Nordsee zu vergleichen. Wie aber diese Länder ihre eigenthümlichen Schönheiten und Vorzüge haben, so auch Südmahratta.

Auch ganz niedrige Hügel und ganz unbedeutende Vertiefungen geben landschaftlichen Ansichten oft einen großen Reiz. So liegen manche Dörfer von Südmahratta an dem Rand eines kleinen niedrigen Grundes, oder am Fuße eines Hügels, oder mitten in einer schönen Baumgruppe, oder an einem klaren mit Gebüsch bewachsenen Teich, wirklich schöner als die vereinzelten Hütten der Tiefländer hinter den hohen Erdmauern ihrer Parambus. Ja selbst die unabsehbaren Ebenen Südmahratta's, wenn sie nicht eben unfruchtbare Sandstrecken, sondern schön bebaute Baumwollen- oder Getreidefelder sind, müssen in und unmittelbar nach der Regenzeit, wenn Alles frisch aufsproßt und grünt, einen sehr erquicklichen Anblick darbieten. Endlich sind die Wälder nicht zu vergessen, die im westlichen Theil von Südmahratta das Land an vielen Stellen zieren. Indessen bleibt denn doch stehen, daß je weiter sich das Plateau von Südmahratta gegen Osten neigt, das Land um so heißer, Hügel und Ebenen um so dürrer, baumloser, einförmiger und öder werden. Während um Dharwar und Hubli her immer noch anmuthige Höhen die Aussicht gegen Westen begrenzen und die Gärten und Felder festen fruchtbaren Grund und Boden haben, und noch immer Bäume von beträchtlicher Höhe nach allen Seiten hin zu sehen sind, watet man von Gadag nach Bettigeri und um Badami im Sand bis über die Knöchel, erblickt man da nur noch Dornbäume, Hecken von Cactus und Euphorbium, und zumal bei der trockenen Jahreszeit statt der grünen Wiesen und waldigen Höhen dürre Waiden und kahle Hügel. Man thut daher gut, Missionare und Missionsfrauen, die in diesen Gegenden leben sollen, darauf vorzubereiten, daß sie auf ihren Posten statt den vielgepriesenen Schönheiten der Tropenländer die Oede und Langweiligkeit eines indischen Steppenlandes finden werden.

Das Klima von Südmahratta soll dagegen entschieden gesünder seyn, als das des Tieflandes und selbst der blauen Berge. Das Land liegt zwischen 2 und 3000 Fuß über dem Meere und ist deßwegen kühler als die Küste. In Mangalur habe ich selbst in der kalten Zeit den Thermo-

meter nie unter 20 Grade Reaumur sinken sehen, während wir in Hubli bei Nacht 14—16 Grade haben konnten. Sodann ist der Wechsel der Temperatur weit weniger bedeutend, als auf den blauen Bergen. Dort beträgt die Differenz zwischen Tag und Nacht bisweilen 20 Grade, hier auf der Hochebene vielleicht 5 und 6. Indessen ist der Osten von Südmahratta vom Westen in klimatischer Beziehung sehr verschieden, wie dieß die gegen Osten hin immer mehr abnehmende Vegetation schon andeutet und aus der Senkung des Terrains nothwendig folgen muß. Im Westen von Südmahratta, in der Nähe der Urwälder, welche die Westseite der Ghats bedecken, regnet es noch sehr viel; selbst bis Dharwar erfrischt hinreichender Regen das Land; auch wird dort der kühlende Westwind noch in voller Stärke verspürt; im Osten dagegen, ja schon in Bettigeri und Guledgudd, fällt der Regen in weit geringerer Menge und streicht der erfrischende Westwind bereits nur in den höhern Luftschichten hin. Wäre das Land im Osten nicht viel trockener als das Tiefland unterhalb der Ghats oder der westliche Theil von Südmahratta, wie würden die Häuser von Erde mit platten Dächern von Baumzweigen und aufgeschütteter Erde auch nur ein Jahr der Witterung widerstehn können? Im Tiefland fielen sie im ersten Monsun zusammen.

Trotz der großen Trockenheit des Landes ist es aber nichts desto weniger in hohem Grade fruchtbar. Zwar finden wir hier nimmer die Palmengärten und Reisfelder des Tieflandes, welche dem Europäer so außerordentlich wohl gefallen und dem Lande den Charakter der üppigsten Fülle verleihen. Die Cocospalme weicht einer geringen Sorte von Dattelpalmen; Reis wächst fast nur in dem wasserreichern Westen. Dagegen erblicken wir im Westen und Süden reiche Wälder; bis in die Mitte des Landes hinein fruchtbare Caffee-, Quava-, Plantanen- und Mango-Gärten, überhaupt Fruchtbäume aller Art; (ich habe eine in Dharwar gewachsene Citrone mitgebracht von der Größe eines Mannskopfes) in allen Theilen des Landes aber weit ausgedehnte

Getreidefelder, auf welchen außer mehr als 10 Arten eigenthümlicher ostindischer Getreidearten, aus welchen mitunter auch Brod gebacken wird, auch unser Waizen und unsere Gerste, so wie Zuckerrohr und verschiedene Oelpflanzen, ganz vortrefflich gedeihen; in den weiten Flächen der nördlichen und östlichen Landestheile unabsehbare Baumwollen-Pflanzungen, welche eine ungeheure Masse Baumwolle von sehr guter Qualität liefern. Bekanntlich bedarf die Baumwolle eines ganz eigenthümlichen Bodens. Die Engländer nennen ihn cottonground (Baumwollenboden). Dieser ist in Südmahratta in weiter Erstreckung zu finden. Er gleicht in etwas dem Boden unserer Basler Gärten, sofern er, wie dieser, schwarz und bisweilen mit kleinen Kieseln untermischt ist. Dagegen enthält er mehr Lehm und weniger Sand als unser hiesiger Boden. Dieß zeigt sich besonders in der trockenen Jahreszeit, wo derselbe Sprünge von außerordentlicher Tiefe und mächtigem Umfang bekommt. Das Eigenthümliche an ihm ist natürlich seine chemische Mischung, die ich nicht angeben kann, deren Analyse aber hauptsächlich auf Trappbestandtheile zurückführen soll. Sie ist unzweifelhaft die Ursache, warum dieser Boden, ungeachtet der langen Trockenheit und oft sehr großen Hitze dieser Gegenden, und trotz dem, daß er nie gedüngt wird, doch immer die nöthige Feuchtigkeit und Fettigkeit behält, wenn nur die in diesem Lande übliche Art der Dreifelder-Wirthschaft eingehalten wird. Nicht eben so fruchtbar ist der rothe Boden, der hier bald mehr Sand, bald mehr Thon enthält; zum Glück ist er aber auch nicht so weit verbreitet als der schwarze. Merkwürdig ist, daß in Südmahratta beides neben einander hergeht: die ununterbrochene Ausbreitung einer und derselben Boden-Art über die weitesten Flächen hin und das Zusammensein der verschiedensten Bodengattungen auf sehr unbeträchtlichen Strecken. Auf dem Wege von Hubli nach Bettigeri sehen wir den schwarzen Baumwollenboden weithin ausgebreitet; noch mehr ist dieß der Fall von Belgaum nach Kaladgi. Wenn meine Leser dagegen von Gadag über den kleinen Hügel nach Malasamudra, unserer kleinen Colonie,

mit mir wanderten, könnten sie auf dem eine starke Viertelstunde betragenden Wege, von der Höhe des Hügels bis zu unserm Zuckergarten hinab, fünferlei Gattungen von Feldern finden, die sich nicht bloß in Beziehung auf Güte und Reinheit der oberen Erdschichte, sondern auch durch die Farbe und ebenso natürlich hinsichtlich des Grads der Anbau- und Ertragsfähigkeit des Bodens bestimmt unterscheiden.

Vielleicht deutet letzterer Umstand darauf hin, daß Malasamudra mehr für eine Ackerbauschule als für eine Colonie sich eignete. Jedenfalls aber sind die eben angedeuteten Bodenverhältnisse der natürliche Grund davon, daß hier auf der Hochebene von Südmahratta die Erzeugnisse des Bodens weit mannigfaltiger sind als an unserer Küste und sich das Land mehr als das Küstengebiet für den eigentlichen Ackerbau eignet.

Auf diese Bestimmung des Landes weist außer der Mannigfaltigkeit der Produkte des Bodens auch der Reichthum an Vertretern der Thierwelt, welcher das Oberland im Vergleich mit der Küste auszeichnet. Ich weiß zwar nicht, ob Südmahratta, die Wälder des westlichen Theils ausgenommen, reicher an Wild ist, als das Unterland; ein reißendes Thier habe ich weder hier noch dort in Freiheit gesehen; nur einige Rehe, die ganz in unserer Nähe, so friedlich als bei uns, die Felder abwaideten, habe ich auf dem Wege von Guledgudd nach Bettigeri bei Ronen bemerkt. Allerdings aber ist Südmahratta ein Affenquartier, wovon folgende kleine Historie Zeugniß geben kann. Als wir auf dem Wege von Hubli nach Harihar durch ein kleines Städtchen zogen, huben unsere Palankinträger, wie gewöhnlich bei unserm Einzug in einen bewohnten Ort, lauter zu singen an. Dieß regte alle in der Stadt lebenden Affen mächtig auf. Wie von einem electrischen Schlag berührt, stürzte ein ganzes Heer derselben auf die ersten Häuser am Eingang der Stadt zu, und dann begleitete uns der ganze Rudel von Dach zu Dach in den wunderlichsten Sprüngen burzelnd, unter mörderischem Geschrei und empörendem Zähnefletschen bis zum Ende der Stadt. In ähnlicher Art er-

hielten wir in Hubli täglich um die Mittagszeit beim schönsten Sonnenschein im Missions-Compound Besuch von verschiedenen prachtvollen Geiern, die Einen wohl mehr als anderthalb Fuß hoch, von fast ganz weißer Farbe mit rother Halskrause; die Andern kupferbraun von großer Lebendigkeit, aber viel geringerer Größe. In Bettigeri schoß uns Miss. Leonberger einige jener Riesen-Fledermäuse, die wie eine schwarze, viereckige Pelztasche ¾ Fuß lang am hellen Tage an den Baumzweigen hängen. Diese Thiere waren indessen sehr vernünftig, uns nicht im Geringsten zu incommodiren; dagegen benahm sich eine andere Art von Wild sehr unhöflich gegen mich. Ich schlief einmal eine Nacht in einem Tempel auf dem Boden, wohl unruhig, aber doch fest. Da war ich nun aber am Morgen, soweit ich unbedeckt gewesen war, übersät von Stichen und großen runden Flecken, in Folge welcher mein Arm unter unerträglichem Jücken so anschwoll, daß er mich mehrere Tage sehr empfindlich schmerzte.

Wie es aber mit diesen verschiedenen Arten von wilden Thieren sich verhalte, ob sie in zahlreicheren und schöneren Exemplaren vorhanden seyen, als im Unterland, oder nicht — an landwirthschaftlichen Thieren ist Südmahratta jedenfalls viel reicher als die Küstengebiete. Solche ausgedehnte Feldstrecken, wie sie dieses Land aufzuweisen hat, kann man ohne Vieh nicht bebauen, und wo man solchen Ueberfluß an fruchtbarem Ackerland hat, und überdieß noch unbebaute Weideplätze genug, da finden auch Viehheerden noch neben den Menschen ihre Nahrung. Mahratta ist durch seine Pferdezucht weit in Indien bekannt. Die Reiterschaaren der Mahratten sind berühmt und berüchtigt, wie die der Kosacken. Während im Tiefland (Beamte ausgenommen) die Eingebornen gar keine Pferde haben, ist der größere Bauer in Südmahratta meist im Besitz einer kleinen Heerde von Rossen (man kauft in Mahratta ein schönes Roß um 60—70 Rup.) und wer auch keine Pferde zieht, hat wenigstens einen Stall voll Büffel oder eine namhafte Zahl gewöhnlicher Kühe (die Kuh wird nicht über 10 — 15 Rup. kosten)

und einige Joche Ochsen, vielleicht sogar einige Meisur-Ochsen (von weit höherem Werth) zum Reiten und Einspannen. Auch ist das Vieh in Südmahratta in ganz anderm Stand als an der Küste. Dort gibt es Kühe, so klein, mager und jämmerlich, daß man sie mit Ziegen zu verwechseln in Gefahr ist; hier ist das Vieh stark und wohlgenährt. Wie ich hörte wird hier oben weit mehr Vieh geschlachtet und Fleisch gegessen, als in andern Theilen Indiens. Doch lebt auch hier das l. Vieh nicht bloß um zu sterben, vielmehr muß es alle möglichen Verrichtungen übernehmen, die in unsern Ländern andere Thiere, Maschinen oder die Menschen besorgen. Eine große Anzahl Ochsen hat Jahr aus Jahr ein nichts zu thun, als Wasser zu ziehen und Wasser zu tragen. In den Gärten befinden sich schöne große Wasserbrunnen, auf deren Unterhalt man Hunderte und Tausende verwendet. Sie gleichen den Teichen unserer Länder, denn sie sind oft einen Achtel oder einen Viertel Morgen groß, haben jedoch meist Quellen. Aus diesen ziehen die Ochsen mittelst eines ledernen Schlauchs, der an einem Seil befestigt ist, das über eine Rolle oder ein Rad läuft, das Wasser herauf in einen Behälter, von welchem es in Rinnen durch den ganzen Garten geleitet wird, oder ein anderer Ochse in einem mit einem Loch zum Einschütten und einem Hahnen zum Ablassen versehenen Schlauch es auf dem Rücken nicht allein im Garten herum, sondern zu jedem einzelnen Baum oder Strauch oder Stock hintragen muß, der begossen werden soll. Dann braucht man wiederum einen ganzen Stall voll Ochsen, um einen der großen breiten Wagen von der Stelle zu bewegen, auf welchen man hier die Erzeugnisse des Landes nach Hause führt. Etwas Aehnliches habe ich wirklich in meinem Leben nicht gesehen. Denken sich meine Leser ein Gitterwerk von dicken Stangen, vielleicht 30 Fuß im Quadrat, auf Balken über eine Walze oder zwei massive Räder, die gerade eben von einem ungeheuern Baumstamm abgesägt scheinen, so hergelegt, daß dasselbe über den Köpfen von 8 neben einander und 8 diesen wieder vorgespannten Ochsen balancirt, und über diesem Gitterwerk dann Baum-

wolle, Stroh oder etwas dieser Art hoch aufgethürmt, und sie haben ein Bild dieses vorsündfluthlichen Heuwagens. Eine weitere Arbeit der Ochsen ist ferner das Dreschen, was unter freiem Himmel und nicht durch Maschinen, sondern noch ganz in der uralten Weise dadurch geschieht, daß man eine Anzahl Ochsen, vielleicht 14, in Einer Linie im Kreis herum über die Garben hintreibt, und wie ich von Malasamudra her bezeugen kann, ganz besonders vergnüglich anzusehen ist. Hierher gehört weiter das Treiben der Oelpressen und Zuckerrohrmühlen, und endlich neben dem Dienst am Reisewagen, der Dienst der Reitochsen, welche bisweilen die Ehre haben, eine ganze Familie, Herr und Frau und Kinder sammt etlichen Stücken Reisegepäck und Mundvorrath zumal weiter zu befördern, bisweilen aber auch mit dem Herrn allein davon galoppiren dürfen.

Aus dem Bisherigen geht bereits hervor, daß der Acker-, Feld- und Gartenbau eine Hauptbeschäftigung der Bewohner von Südmahratta ist. Doch ist derselbe nicht die einzige; vielmehr zeichnet sich dieser Volksstamm eben so sehr durch seine Gewerbthätigkeit aus. Andere Länder stehen oft in gewerblicher Beziehung um so weiter zurück, je mehr sie in landwirthschaftlicher Hinsicht vorangeschritten sind. Die Bewohner von Südmahratta sind in gewerblichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten den Canaresen und bis auf einen gewissen Grad auch den Malabaren entschieden überlegen. Es mag dieß verschiedene Gründe haben; einer derselben liegt gewiß darin, daß in Südmahratta der Boden und die vorzüglichsten Erzeugnisse des Feldes den Landbau im Großen fordern, also ein Theil der Bevölkerung auf Gewerbthätigkeit angewiesen ist, und das Hauptprodukt des Landes, die Baumwolle, selbst wieder unmittelbar zu industrieller Thätigkeit einladet.

Das weitverbreitetste Gewerbe ist die Weberei, die von Tausenden betrieben wird. Die Gewebe, welche die Werkstätten Südmahratta's liefern, sind großentheils baumwollen. Es werden theils weiße Waaren geliefert, theils gefarbte Zeuge, namentlich blaue Schires (Frauenkleider), in denen

die Kaufleute von Hubli nach ganz Canara Geschäfte machen. Doch werden auch halbseidene (d. h. mit breiten, seidenen, sehr buntfarbigen Rändern versehene) und ganz seidene Stoffe gewoben, die nach dem Urtheil von Sachkennern von allen europäischen Seidenfabricaten wesentlich sich unterscheiden und den spanischen noch am meisten gleichen. Es ist dieß namentlich in der Gegend von Guledgudd der Fall, wo eine eigenthümliche Art seidener und halbseidener Gewebe zu den merkwürdigen Kittelchen, welche die Hindufrauen unter den Schire's tragen, fabrizirt wird. Außer den seidenen und baumwollenen Artikeln werden über das ganze Land hin die schwarzen grob-wollenen Mäntel, welche den Mahratten eigenthümlich sind und Kambali genannt werden, von den Bauern selbst gemacht. Wie bedeutend die Weberei in Südmahratta ist, davon zeugen die vielen vor den Häusern aufgespannten Zettel, die man zu sehen bekommt, und der Umstand, daß die Weber in diesem Lande sogar in mehrere Kasten zerfallen, z. B. in die Weber vom blauen und in die Weber vom weißen Stuhl. Außer der Weberei blüht das Handwerk der Kupferschmiede, das zugleich unsere Roth- und Gelb-Gießer in sich schließt, und profane und heilige Gefäße aller Art in verhältnißmäßig großen Massen liefert; ebenso die Zunft der Silber- und Goldschmiede, welchen die silbernen Gürtel, welche die Frauen und Männer in diesem Lande tragen, und die silbernen Lingabüchsen, in welchen alle Lingaiten ihren Gott auf der Brust mit sich schleppen, schon allein einen hinreichenden Erwerb sicherten, wenn die Hindu's nicht außerdem mit allen Arten von Ringen und Spangen an Ohren, Nasen, Hälsen, Armen, Fingern, Füßen und Zehen möglichst reich sich zu schmücken suchten. Ob die Gerberei häufiger betrieben wird, weiß ich nicht; dagegen ist mir bekannt, daß die Schuhmacher von Dharwar für ihre unglaublich billigen Arbeiten weithin Absatz finden und auch in Hubli Sandalen der verschiedensten Art zu Markte kommen. Noch erwähne ich, daß in Südmahratta die Reinigung der Baumwolle vom Samen und noch mehr das Spinnen derselben von Hand, welches trotz der Einfuhr

von Maschinen-Garn immer noch fortgeht, weil unsere Spinnereien keine so groben Garne liefern, wie sie die Hindu's zu ihren dicken Teppichen bedürfen, tausend Hände beschäftigt.

Obgleich aber sowohl der Landbau, als die Gewerbthätigkeit in einem vergleichungsweise blühenden Zustand sich befinden, stehen beide noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Der Pflug des Mahratten ist noch dasselbe unförmliche und unzweckmäßige Instrument wie das seines Urahns, und es verbreitete Staunen und Verwunderung weit und breit, als Miss. Leonberger die ersten Hohenheimer Pflüge in Malasamudra in Bewegung setzte. Gleicherweise ist der Webstuhl des Mahratten noch so patriarchalisch einfach und umfangreich, daß er jedem Europäer unwillkührlich ein Lächeln entlockt, und man sich nur darüber wundern muß, wie der Weber mit einem so unvollkommenen Instrument seine keineswegs zu verachtenden Fabrikate zu Stande bringt. Fabriken in unserem Sinn findet man nicht; dagegen gibt es eine große Zahl von Meistern, die eine größere Anzahl Arbeiter beschäftigen. Freilich bringt der eingeborne Weber, theils wegen der Unvollkommenheit seiner Werkzeuge, theils wegen der dem Hindu anklebenden Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe, kaum ein Drittheil von dem zu Stande, was ein europäischer Weber zu leisten vermag.

Ungeachtet der Unvollkommenheit des landwirthschaftlichen und industriellen Betriebs bringt das Land in beiden Beziehungen doch weit mehr hervor, als es für sich bedarf. Der Handel Südmahratta's ist eben aus diesem Grunde doch verhältnißmäßig bedeutend. Die Haupt-Ausfuhrartikel sind Baumwolle und baumwollene Stoffe aller Art, Getreide, namentlich Waizen, Pferde, Hornvieh, metallene Geräthe u. dergl. Der Haupthandelsplatz ist die Stadt Hubli (Hubbali), welche nach den Angaben unserer europäischen Geographen 25,000 Einwohner, nach den Angaben unserer Missionare zwischen 40,000 und 50,000 Einwohner zählt. Man findet dort nicht ein einziges europäisches Handelshaus, dagegen viele bedeutende Hindukaufleute, welche theils

mit den umliegenden Provinzen, theils mit Bombay und andern großen Handelsstädten in Geschäftsverbindung stehen. Von diesen werden die Waaren nach allen Gegenden des Landes hin versendet. Auf der großen Straße von Hubli nach Sircy und von da nach Nilgund oder Bonawasi sieht man oft lange in Staubwolken gehüllte Züge schwerer zweirädriger Ochsenkarren (nicht die oben beschriebenen Feldkarren, sondern eine andere, freilich eben so absonderliche Art von Wagen) sich fortbewegen, welche Massen von Waaren nach den südlicheren Landestheilen oder nach den Häfen der Küste schaffen. Der Haupthafen für die Ausfuhr ist das früher schon genannte Kumpta, das eine sehr lebhafte Verbindung mit den Seeplätzen im Norden und Süden unterhält.

Werfen wir, um das Bild, das wir von Südmahratta entwerfen möchten, zu vollenden, noch einen Blick auf die Ansiedlungen und Einwohner, so unterscheidet sich das Land auch in dieser Beziehung wesentlich von den Küstendistricten. Da das Landvolk im Besitz großer Feldstrecken und Viehheerden ist, sollte man erwarten, es werde dieses schon um der Bequemlichkeit willen über seine Aecker und Waiden zerstreut leben und jeder Bauer, wenn immer möglich, auf seinem Grundstück angesiedelt seyn, wenn auch die gewerbtreibende Bevölkerung das Bedürfniß hätte, sich näher zusammen zu schließen und in Städten sich anzubauen. So ist es an der Küste. Jeder lebt in seinem Palmengarten und auf seinem Reisfelde, und Dörfer im eigentlichen Sinne sind eine Seltenheit. Merkwürdiger Weise verhält es sich in Südmahratta ganz anders: hier leben die Bauern wie die Handwerker fast durchaus nur in Dörfern und Städten und beide meist gemischt durch einander. Einzeln stehende Bauernhöfe erinnere ich mich nur sehr wenige gesehen zu haben. Ob dieß in der allzu großen Ausdehnung des Landbesitzes oder in der Jahrhunderte langen Unsicherheit des Landes oder in dem Umstand seinen Grund hat, daß der Handwerker zugleich auch Landbesitzer und der Bauer meist auch Weber oder etwas der Art ist, weiß ich nicht. Die Thatsache steht fest: Südmahratta, obwohl weit weniger

stark bevölkert, als die Küste, ist doch reich an Städten und Dörfern. Viele unter ihnen, in manchen Gegenden alle, sind befestigt, entweder Burgen gleich mit Graben und Mauern umgeben oder wenigstens so gebaut, daß die Rückseiten der äußersten Häuserreihen immer eine ununterbrochene Wand bilden, und Thore die engen Zugänge abschließen. Selbst die Viehställe, die Märkte und freien Plätze sind in diesen Complex der Mauern aufgenommen, und auf die schon bezeichnete Weise nach Außen fest und unsichtbar gemacht. Dagegen liegen um die Städte und Dörfer her oft freie Waideplätze und sind die Wasserbrunnen und Teiche meist außerhalb der Thore; zum Beweis, daß, wenn man sich auch mittelst der Mauern gegen Ueberfälle sichern mußte und zu vertheidigen suchte, der Feind mehr das Räuber- als das eigentliche Kriegs-Handwerk trieb. Erst in neuerer Zeit öffnen sich die Thore der Städte und Dörfer und baut man sich etwas furchtloser in der Freiheit an. Der Anblick der Städte und Dörfer ist natürlich, wie überall, sehr verschieden. Doch erinnere ich mich nicht einer einzigen Stadt oder eines einzigen Dorfes im ganzen Südmahrattenland, die, als Ganzes betrachtet, in Hinsicht ihrer Bauart einen eigentlich schönen oder imposanten Eindruck gemacht hätten. Dharwar und Belgaum, die beiden Hauptstädte, haben einen moderneren Charakter und gleichen mehr den übrigen Provinzialstädten. Das Beste, was sie haben, gehört dem gemischten englisch-ostindischen Styl an. Von den übrigen Städten und Dörfern sind die ältern entschieden schöner und interessanter als die neueren. Jene liegen zwar oft halb in Trümmer; aber die Trümmer der alten Zeit sind, daß ich's gerade heraus sage, schöner als die noch unversehrten Erzeugnisse der späteren Jahrhunderte. Da sind noch Gräben, Mauern, Thürme, Warten und Tempel von Bedeutung, wenn auch verlassen, verödet und theilweise zertrümmert, zu erblicken. Die später erbauten Ortschaften dagegen gleichen mehr großen Ameisenhügeln und Erdhaufen als unsern Städten und Dörfern. Man nehme zu dem, was bereits oben über ihre Bauart gesagt ist, noch hinzu, daß die Häuser in den östlichen Landes-

theilen stets platte, meist mit Erde, selten mit Steinen bedeckte Dächer haben, daß sie, wenn auch meist von Stein, doch großentheils nur mit Lehm aufgemauert und beworfen sind und selten ein Gebäude, wie etwa ein Thurm oder Tempel oder eine Baumgruppe über die überall gleich hohen Dächer hervorragt, so wird man dieses Urtheil begründet finden. Doch gibt es auch in diesem Lande solche Städte und Dörfer aus neuerer Zeit, bei welchen das Auge des Reisenden mit Interesse und Vergnügen verweilt. Immer aber ist es dann nicht die Kunst der Menschen, sondern die Natur selbst, welche denselben ihren Reiz verleiht, und ist ihre Zahl klein, während im Hügelland der Küste unzählige Stellen sich finden, an welchen man sich nicht satt sieht und von welchen man nur ungern sich trennt.

So viel über das Land von Südmahratta, wie es theils von Natur, theils durch die Einwirkung der Menschen geworden ist. Betrachten wir nun auch das Volk in seiner natürlichen und durch die Geschichte des Landes gewordenen Eigenthümlichkeit, so kommen vorerst die Stammesunterschiede in Betracht, die wir an demselben wahrnehmen, und vergleichen wir in dieser Beziehung die Bewohner Südmahratta's unter sich, so ist das Resultat Folgendes: Auch hier, wie anderwärts, tritt uns theils die uralte, tiefgehende, über ganz Indien verbreitete im Kastenunterschied fixirte, theils die auf die Kriegszüge und Eroberungen muhammedanischer und hinduischer Fürsten aus den spätern und den letzten Jahrhunderten zurückzuführende Stammesverschiedenheit entgegen. Merkwürdigerweise macht sich diese aber viel weniger als in Canara und Malabar auf eine auch dem Ausländer augenfällige und überhaupt sehr bedeutende Weise geltend. Der Kastenunterschied, schon durch den Budhismus oder das Jainathum gewaltig aufgelockert, ist durch den in Südmahratta herrschend gewordenen Lingaitismus hier mehr als in Canara und Malabar nivellirt. Die Muhammedaner unterscheiden sich zwar auch hier in Kleidung, Sitte und Gesichtsbildung bestimmt von den

Hindu's und sind auch von dem Ausländer wohl zu erkennen; dagegen scheint mir die natürliche Verschiedenheit der Muhammedaner von den Hindu's in diesem Lande doch weder so charakteristisch, noch so bedeutend, wie die zwischen den ächten Exemplaren der neu eingewanderten und so sehr fanatischen Muhammedaner-Secte der Mopla's und der Hindubevölkerung von Malabar und Süd-Canara. Die erst in den letzten Jahrhunderten eingedrungenen Mahratten sind mehr nur durch die Sprache und geringere Eigenthümlichkeiten in ihrem Charakter und in ihrer Sitte als in ihrer physischen Natur verschieden. Vergleichen wir dagegen die Südmahratta's mit ihren nähern und entfernteren Nachbarn, so stellen sich weit bedeutendere Verschiedenheiten heraus. Von den Mahratten im Norden unterscheidet sich wenigstens der größere Theil der Südmahratten durch seine Sprache. Jene reden Mahratti, diese Canaresisch. Zwar läuft das Mahratti auch in Südmahratta neben der canaresischen Sprache her, die letztere herrscht aber doch ganz entschieden vor. Aus diesem Grunde reicht für die Missionsarbeit in diesem Lande die Kenntniß des Canaresischen vollkommen aus, wenn auch der Missionar bisweilen die Kenntniß des Mahratti sehr wünschenswerth finden mag.

Von den Bewohnern Nord-Canara's unterscheiden sich die Mehrzahl der Südmahratta's weder rücksichtlich ihrer körperlichen Anlage noch in der Sprache. Südmahratta war ja eben in früherer Zeit ein Theil von Canara. Dagegen stellt sich zwischen den Südmahratta's und den Bewohnern von Südcanara oder dem Tulu-Volk und noch mehr den Malabaren ein sehr bedeutender Unterschied heraus. Das in Südcanara gesprochene Canaresisch ist bereits so verschieden von dem in Südmahratta gesprochenen, daß die beiden Stämme sich nicht mehr vollständig verstehen. Noch größer ist der Unterschied zwischen dem in Südmahratta gesprochenen Dialect des Canaresischen und dem in Südcanara herrschenden Tulu, welches einem ganz andern Sprachzweig angehört, und wiederum dem noch weiter gegen den Süden hinab verbreiteten Malajalim. Ebenso bemerk-

lich macht sich eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den genannten Stämmen in anderweitigen Beziehungen. Die Bewohner von Südmahratta sind entschieden kräftiger, abgehärteter, derber, arbeitsamer, aufgeweckter, beharrlicher, freier, kriegerischer, als die Canaresen des Tieflandes. Es fällt dieß namentlich auch am weiblichen Geschlecht jedem sogleich in die Augen, der von der Küste auf das Hochplateau oberhalb der Ghats heraufkommt. Die Frauen des Oberlandes sind weit rüstigere, gedrungenere Gestalten, als die Unterländerinnen. Sie haben nicht das schwächliche, weichliche, scheue, unzugängliche und unbeholfene Wesen der Letzteren. Man sieht sie tüchtig auf dem Feld arbeiten, mit den Erzeugnissen ihres Bodens munter zu Markte wandern, vom Morgen bis zum Abend vor ihren Häusern ihre Zeddel ordnen und zurüsten. Das kühlere, rauhere Klima Südmahratta's bringt natürlicher Weise kräftigere Naturen hervor; der Ackerbau und das Gewerbe erfordert regere Thätigkeit als die Besorgung der Palmengärten und Reisfelder. Das Zusammenleben in Dörfern und Städten erzeugt eine freiere Bewegung im Leben und größere Gewandtheit im Umgang. Was die Gesichtsfarbe und Gesichtsbildung betrifft, so wird man zwar im Allgemeinen sagen können, daß die nördlichere Lage Südmahratta's den Gesichtern eine hellere Farbe verleihe, das rein canaresische Blut, welches im Tululand nur bei einigen wenigen Classen der Bevölkerung sichtbar wird, dort entschieden vorherrsche, und die Verschiedenheit in den Gesichtszügen im Oberland überhaupt weniger groß sey, als im Tieflande. Indessen ist es schwer, die Eigenthümlichkeit dieser einander so nahe gerückten Stämme in dieser Beziehung bestimmt zu bezeichnen. Stärker tritt die Verschiedenheit hervor zwischen den Südmahratten und Malabaren. Nirgends sieht man in Südmahratta die kohlschwarzen oder tiefgelben Gesichter, welchen man unter den Naiern und Tierleuten von Malabar begegnet; eben so wenig die hoch aufgeworfenen Lippen und gekräuselten Haare mancher Poleyer in Malabar, trotzdem daß sie Kastengenossen der Oberländer Holejaru sind.

Untersuchen wir fürs Zweite die Eigenthümlichkeit der geistigen und sittlichen Natur des Volkes, so finden wir bald, daß dieselbe nach der einen Seite hin rein nur aus einer besonderen ursprünglichen Begabung erklärt werden kann, nach der andern Seite hin aber in den geschichtlichen Erlebnissen des Volks und den äußerlich gegebenen Verhältnissen ihren Grund hat. Zu den besonderen Naturanlagen des Volks rechnen wir die so bestimmt ausgesprochene Begabung für philosophische und theosophische Untersuchungen, die sich in diesem Maaße weder beim Tulu-Volk noch bei den Malabaren findet, wie sich schon aus der Geschichte der Calagnana's und noch mehr aus der Geschichte der Nudileute ergibt, die ohne Analogie in unsern übrigen Missionsdistricten und um so charakteristischer ist, da diese philosophischen Secten aus dem Volk selbst, nicht aus der Brahminen- oder Priesterkaste hervorgegangen sind. Dagegen hat die vergleichungsweise große Gesunkenheit der Brahminen, die in Hinterlist, Gewaltthätigkeit, Habsucht und Niederträchtigkeit sich äußert, gerade wie die Treulosigkeit, die räuberische Gesinnung und Rohheit der Mahratta-Häuptlinge, und die kriegerische Gesinnung des Volks im Ganzen ihren Grund so gewiß in den Schicksalen des Volks, als das rüstige, arbeitsame, beharrliche, kunstfertige und dabei doch frugale Wesen, das die Handwerker und Bauern dieses Landes im Vergleich mit den entnervten, trägen, unbeholfenen und trunksüchtigen Bewohnern des Tieflandes auszeichnet, in den natürlichen Verhältnissen des Landes wurzelt. Im Allgemeinen scheint der Charakter des Südmahratten-Volkes entschieden höher zu stehen, als der der Tiefländer. Zwar ist das Laster des Lügens, Betrügens, der Verschwendung und insbesondere der Wollust auch hier sehr weit verbreitet; dennoch hat das Volk dieses Landes im Ganzen immer noch mehr natürliche Energie und Spannkraft und sein Leben mehr Einheit und Gehalt als das des Tieflandes.

Was die Lebensweise und die Sitte betrifft, so erwähnen wir fürs Erste, daß die Bewohner von Südmahratta nicht, wie die Malabaren, halb nackt gehen, sondern weit voll-

ständiger bekleidet sind. Die Männer tragen außer der Jacke und den Dodra's, welche die Stelle der Beinkleider vertreten, und dem Turban, bei kühlerem Wetter das schwarze Kambali, den oben erwähnten wollenen Mantel, den sie ganz in derselben Weise, wie unsere Fuhrleute ihre Pferdeteppiche, um sich werfen. Die Frauen tragen außer dem Schire, dem vielfaltigen Kleid, dessen Zipfel über die Schultern und den Kopf gezogen wird, eine Art Kittel, der den Oberleib und die Arme wenigstens einigermaaßen bedeckt.

Das Hauptnahrungsmittel bildet auch in dieser Provinz der Reis; doch wird hier auch von den niedereren Volksclassen viel Brod (eine Art Brodkuchen) aus einheimischem Getreide gebacken und gegessen. Die Muhammedaner genießen überdieß viel Fleisch. In Dharwar z. B. sieht man so viele Fleischerbuden, wie ich sie sonst nirgends in Indien gesehen habe.

Die Wohnungen der Südmahratten bilden gewöhnlich einen durch eine Mauer gegen die Straße abgeschlossenen Hof. Der einzige Eingang, der zu demselben führt, ist meistentheils überbaut, so daß er nach innen zwei kleine offene Hallen zu beiden Seiten hat. Jenseits des unbedeckten Hofraums an seiner Hinterseite befindet sich das Hauptgebäude; zur Rechten und Linken laufen bedeckte, nach Innen zu offenstehende Gänge hin, in welchen die Vorräthe oder das Vieh ihre Stelle finden, oder bisweilen auch einige kleinere Gemächer. Die Himmelsgegend, nach welcher zu die Eingänge der Wohnungen, wenn immer möglich, gerichtet werden, ist der Osten, oder in zweiter Linie der Norden. Der Westen gilt als sehr ominös. Von dort her dränge alles mögliche Unheil in die Wohnungen herein: Hexenspuck und Dämonen-Einfluß, jedenfalls der Tod der Hausbewohner. Eine südliche Thüre findet man gar nicht; eine solche zuzulassen wäre Frevel, denn sie würde die Treue der Weiber der äußersten Gefahr aussetzen.*) Das Haupt-

*) Diese Mittheilungen über das Bauwesen der Hindu's in dieser Provinz verdanke ich der Güte unseres wohlunterrichteten Miss. Kies in Guledgudd.

gebäude eines gewöhnlichen Hauses, das oben schon genannte Hintergebäude, enthält in der Mitte ein gegen den Hofraum offenstehendes Zimmer, und hinter demselben abermals ein Zimmer, von welchem links die Küche und rechts das Götterhaus sich befindet, vor welchem abermals je ein Zimmer in der Richtung gegen den Hofraum heraus, und mit einer Thüre gegen das offenstehende Mittelzimmer zu liegen pflegt. Die Weberhäuser unterscheiden sich von den Bauernhäusern dadurch, daß jedenfalls das gegen den Hof offenstehende Mittelzimmer des Hinterhauses, bisweilen aber auch die beiden ihm zur Rechten und Linken liegenden Gemächer mit Webstühlen besetzt sind, während bei den Bauern in diesem offenen Mittelgemach oder unter einem Vordach desselben das Vieh angebunden steht, in dessen unmittelbarster Nähe der Südmahratta-Bauer am liebsten schläft und sein Getreide mahlt. Von den europäischen Häusern unterscheiden sich die Wohnungen der Südmahratten nicht bloß durch die Verlegung des Hauptgebäudes in den Hintergrund des Hofes, sondern auch durch die Construktion des Gebäudes selbst. Ungeachtet die Mauern von Stein aufgeführt sind, muß das Gebälk, auf welchem das Dach ruht, seiner Schwäche wegen stets gestützt werden; im kleinsten Gemach befinden sich deßwegen immer noch einige hölzerne Säulen, welche die Dachschwellen tragen und diese Säulen selbst wieder stehen so regellos umher, daß durch dieselben jedes Zimmer verunstaltet ist. Außerdem haben die Wohnungen der Südmahratten so wenig als die der Canaresen Fenster. Eine kleine Oeffnung, in welche ein irdener Ring, einem Topf ohne Boden vergleichbar, oben in der Zimmerdecke eingemauert ist, ist der einzige Canal, durch welchen frische Luft und Licht einströmt.

Den Uebergang von den gewöhnlichen Wohnungen zu den Tempelgebäuden bilden die Klöster und Priesterwohnungen, welche Matha's heißen. Auch sie haben einen Eingang und Hof wie die Privathäuser, nur von größerem Umfang. Das Hintergebäude aber, welches auch hier das Hauptgebäude bildet, enthält drei Abtheilungen, von welchen

jede einige Fuß höher liegt als die andere. Die hinterste und höchst gelegene bildet ein geräumiges Zimmer mit einer Thüre in der Mitte der gegen den inneren Hof liegenden Wand. Diese Räumlichkeit heißt Guru-Matha, enthält in der Regel das Grab des Stifters oder eines ausgezeichneten Priors, welcher unter dem Namen Siddheschwara, das heißt „vollendeter Herr," Heiliger, göttlich verehrt wird, und dient als Hauskapelle, in welcher von den Priestern der tägliche Lingadienst verrichtet wird. Niemand außer den Priestern darf diese heilige Stätte betreten, und nur die eheloſen haben das Recht, in ihr zu schlafen. Die mittlere, einige Fuß tiefer gelegene Abtheilung, bildet, wie die dritte noch tiefer gelegene Verandah, ein Zimmer, das gegen den Hof zu offen steht, und dient als Absteigequartier und Nachtlager der reisenden Bettelpriester oder besuchenden Lingaiten, während sie im Hof und in den Seitenhallen desselben ihr Vieh und Gepäck unterbringen. Die Mönche oder Priesterfamilie dagegen haben ihre Wohnzimmer links von den drei Mittelabtheilungen des Hintergebäudes, ihre Viehställe zur Rechten derselben.

An den Tempelgebäuden lassen sich die drei Zeitalter, denen sie ihre Entstehung verdanken, klar und deutlich unterscheiden. Die ältesten Tempel dieses Landes sind Jaina-Heiligthümer, Bastis genannt. Sie sind fast durchweg eigentliche Kunstwerke und in demselben reinen Styl erbaut, wie die von uns bereits beschriebenen Heiligthümer der Jaina's in Canara. Dagegen gleichen sie, in Beziehung auf ihren Grundriß, nicht jenem alten, theilweise zertrümmerten Jaina-Tempel, der noch aus den Ruinen von Gersoppe hervorragt, sondern den Jaina-Tempeln von Karkala, die wir später noch besuchen werden. Vergleiche ich aber diese selbst wieder mit den in Gadag gesehenen, so ist der letztere doch entschieden kunstreicher und prachtvoller in Rücksicht auf die Bildhauer-Arbeit als jene. Die zartgearbeiteten Säulen und fein ausgemeißelten Gitter, wie die schmuckreichen Arbeiten der Schwellen und Gesimse an dem verlassenen Tempel in Gadag setzen noch jetzt durch ihren Geschmack sowohl als durch

den Glanz ihrer Politur in Erstaunen. Man könnte deßhalb versucht seyn, diese dreierlei Classen von Jaina-Heiligthümern selbst wieder 3 verschiedenen Perioden der ostindischen Baukunst zuzutheilen. Einer späteren Periode der Baukunst gehören die in architectonischer Beziehung ausgezeichneteren Wischnu- und Schiwa-Tempel an, welche in großer Zahl das Land erfüllen. Nachdem das Jainathum (ein modificirter Buddhismus) lange im Lande geherrscht hatte, erfolgte um 800 nach Christo unter dem Schiwa-Brahminen Schankaratscharya von Schringeri unweit Schimoga eine Restitution des Brahmanismus, in Folge welcher auch in Südmahratta das Jainathum blutige Niederlagen erlitt und unter den furchtbarsten Verfolgungen von Seiten der Brahminen zurückgedrängt wurde. Damit brach eine neue Glanzperiode des Brahmanismus an: die Fürsten wetteiferten, den Sieg der lange unterdrückt gewesenen Religion durch Tempelbauten zu verherrlichen. Diese Tempel unterscheiden sich aber nicht bloß in Beziehung auf den Plan, nach welchem sie gebaut sind, von den Jaina-Tempeln, sondern haben auch trotz der Großartigkeit und Massenhaftigkeit ihrer Anlage einen weit geringeren künstlerischen Werth als die letztern, indem sie weit weniger Geschmack verrathen und weit roher gearbeitet sind. Die bedeutendsten Bauten dieser Art standen in Hampy und Anagundi, liegen aber jetzt theilweise in Trümmer. Hat aber schon dieses silberne Zeitalter der Tempelbaukunst unsere Erwartungen herabgestimmt, so müssen wir im bleiernen alle künstlerischen Ansprüche vollends ganz aufgeben. Diese Periode beginnt mit dem Jahr 1554, in welchem Widschajanagar im Norden des Krischna, das letzte Bollwerk des Brahmanismus in diesem Theil von Indien, durch den vereinten Angriff der drei benachbarten Muhammedaner Fürsten fiel. Die drei letzten Jahrhunderte haben kein Bauwerk von Bedeutung hervorgebracht. Wenn untergeordnete Raja's und reiche Privatleute sich auch noch bis zur Erbauung von steinernen Sitzen ihrer Götter verstiegen haben, so sind doch die Produkte ihres Eifers kaum des Nennens werth. Dieser Art

ist aber wirklich die Mehrzahl der Tempel in Städten und Dörfern. Selbst bedeutendere Städte haben keinen einzigen hervorragenden Tempel; die meisten Dörfer aber so geringe, daß sie, wenn auch immer noch bedeutender als die Bhutentempelchen der Tulubauern, doch eben in die Kategorie der Hütten zu verweisen sind.

Die Grundzüge im Bauplan der Jaina-Tempel habe ich bereits früher bezeichnet. Auch der prachtvollste unter denen, welche ich in Südmahratta gesehen, der in Gadag, hat ein plattes Dach, wie der in Gersoppe und die in Karkala, während die Dächer der Jaina-Tempel in Muddbidri im Tululande sich mehr der Pagodenform nähern. Von Bildern findet sich auch in den schmuckreichsten nichts als etwa die Figur eines nackten Jain-Heiligen oder des in tiefer Meditation dasitzenden Buddha mit zwei die Rüssel über ihm zusammenschlagenden Elephanten über der Thüre oder im Mittelpunkt des Heiligthums. An den Wischnu- und Schiwa-Tempeln besteht das eigentliche Tempelgebäude gewöhnlich aus drei Abtheilungen: dem Götzengemach und zwei Vorhallen. Ersteres hat in der Regel die Gestalt eines Cubus, letztere bilden ein Quadrat. Im Götzengemach ist der Hauptgötze aufgestellt, seine Gefährten und Gefährtinnen ihm zur Seite. Das Dach hat die Form einer Pyramide und erinnert durch die 7 Absätze an die 7 Weltinseln der Hindu-Geographie, während die Kuppel den aus Gold und Edelsteinen bestehenden Götterberg Su Meru darstellt. Die zwei Vorhallen, welche immer auch noch einige Fuß über dem Boden erhaben sind, von welchen aber die vordere doch um 1—2 Fuß tiefer liegt als die zweite, sind mit Säulenreihen geschmückt, auf welchen das Dach ruht; deren sind es 2, 4 oder 6. Ihre Zahl bestimmt gewöhnlich auch die Zahl der Treppen, auf welchen man zu den Vorhallen hinaufsteigt. Um das Tempelgebäude her liegt ein Hof, welchen eine Mauer umschließt. An dieser ziehen sich, wenn das Heiligthum ein bedeutenderer Wallfahrtsort ist, ringsumher Säulenhallen hin, welche den Festgästen und schmarotzenden Brahminen als Speisesäle und Küchen dienen. In

diesem Hof steht ferner, gewöhnlich dem Eingang ins Götzengemach gegenüber, der Götterleuchter, eine schlanke hohe Säule mit Lampen geschmückt. Wo kein heiliger Fluß oder keine heilige Quelle in der Nähe ist, befindet sich gewöhnlich auch noch ein heiliger Badeteich in diesem Hof, und zwar, wo möglich, in der Fronte des Tempels. Den Zugang zum Hof bildet ein großes Portal, über welchem sich pyramidenförmig 50—100 Fuß hoch die Pagode erhebt, deren Außenseite oft bis zur Spitze mit Götzenbildern verziert ist, und von deren Absätzen herab die Tempel-Affen ihre Grimassen schneiden und ihre Diebereien zur Belustigung des Volks ausüben. Die Pagode ist eine massive, voll gebaute Masse aus Quadern oder Backsteinen aufgeführt. In den zwei Nischen, oder auch bisweilen nach vorn offenen kleinen Zimmern zur rechten und linken Seite des Portals werden die zu den Processionen nothwendigen Geräthschaften aufbewahrt, z. B. die Palankine, in welchen die Götzen umhergetragen werden, die seidenen Festbanner, das schenkelsdicke Seil mit seinen dünneren Abzweigungen, mittelst dessen das Teru, d. h. der oft bis 40 Fuß hohe Götzenwagen, von der Menge der tausend gaffenden und tobenden Festbesucher in Bewegung gesetzt wird. Im wesentlichen Unterschied von den Jaina-Tempeln sind diese brahminischen Tempel an Säulen und Wänden mit Götterfiguren und mythologischen Darstellungen aller Art reichlich übersäet. Da finden sich neben reinen Menschen- und Thiergestalten phantastische Figuren und Ungeheuer, wie sie nur die barocke Einbildungskraft des Hindu erzeugen kann. Bisweilen sind ganze Legenden der Puranas in halb erhabener, unsägliche Geduld erfordernder Arbeit an Wänden von Granit dargestellt.

Die Tempel der Neuzeit sind in ihren Umrissen denen des Mittelalters vollkommen ähnlich; dagegen sind sie theils aus weit geringerem Material, theils in weit kleinerm Maaßstab und mit weit geringerer Kunst ausgeführt. All der Reichthum architectonischer Verzierungen, der ganze Schmuck bildlicher Darstellungen, das bunte Leben der mittelalterlichen

Phantasie, wie die edle großartige Einfachheit der alten Welt ist verschwunden; Starrheit und Tod ist der Charakter, den die Schöpfungen der letzten Jahrhunderte an sich tragen. Wo noch ein Bildwerk den Eingang oder das Innere des Tempels schmückt, ist es eine armselige Carricatur oder noch öfter eine scheußliche Darstellung der schändlichsten Verirrungen des Geschlechtstriebs, wie sie nur die völlig vergiftete Phantasie eines tief gesunkenen Geschlechts erzeugen kann.

Was die Beschäftigung der Südmahratten betrifft, so haben wir bereits oben auf die beiden Hauptzweige ihrer Thätigkeit, den Ackerbau und die Viehzucht einerseits, und die Gewerbthätigkeit andererseits aufmerksam gemacht. Dabei ist bereits auch erwähnt worden, wie gerade in dem Betrieb dieser Beschäftigungen der Grund von der verhältnißmäßig größeren Lebendigkeit und Frische des Lebens und Charakters der Südmahratten zu suchen sey.

Fassen wir nun noch im Besondern

2. die sittlichen und religiösen Zustände von Südmahratta

ins Auge, so will mir scheinen, daß in Beziehung auf die ersteren der Unterschied zwischen diesem Lande und unsern andern Missionsgebieten sehr gering sey, in Beziehung auf das religiöse Leben dagegen ziemlich bedeutend.

Gehe ich von der Volkssitte aus, so scheint mir ihr eigentlich sittlicher Gehalt hier wie dort sehr gering. Ich habe den Lesern des Magazins im Jahrgang 1853, Heft I, S. 65 eine Schilderung der Brahminen-Hochzeiten in diesem Lande, im Jahrg. 1854, Heft I, S. 102 eine Darstellung der Leichen-Ceremonien der Lingaiten, beide von Missionar Weigle's Hand, mitgetheilt. Diese beiden Aufsätze gehören ihrem Inhalt nach wesentlich hierher, und ich darf deßwegen meine Leser bitten, sie an dieser Stelle noch einmal nachzulesen. Sie fassen das Volksleben dieses Landes in den Momenten seiner höchsten Erregung auf, indem der eine

dasselbe auf dem Höhepunkt der Freude, der andere auf dem Höhepunkt des Schmerzes schildert. Demnach muß, wenn irgendwo, in diesen Darstellungen der sittliche Gehalt der Landessitte und der eigenthümliche Charakter der Sittlichkeit dieses Volkes zur Erscheinung kommen. Was ist aber das Resultat jener Mittheilungen in Beziehung auf die vorliegende Frage? Der Eindruck, den jene Schilderungen auf uns machen, ist der: das Leben dieses Volkes sey ein Schlaraffenleben in den Tagen der Freude, ein haltloses Gewebe falscher Träume von Heiligkeit und markloser Bilder von Schiwa-Seligkeit in den Tagen des Leids; der wahre Werth des Lebens, sein Ernst und seine hohe Bedeutung, komme dem Volke weder hier noch dort zum Bewußtseyn; Alles löse sich vielmehr in ein leeres Spiel sinnreicher oder sinnloser Ceremonien auf. Ist dieß aber gegründet, so ist der sittliche Gehalt der Volkssitte hier eben so gering, als anderwärts im gegenwärtigen Indien.

Aehnlich verhält es sich mit dem sittlichen Gehalt der Literatur dieses Landes. In der Tschanna Basawa Puranna z. B. finden sich allerdings Stellen, in welchen das sittliche Bewußtseyn in sehr schöner Weise und sehr stark sich ausspricht. So erzählt dort in einer Götterversammlung Schiwa dem Schanmukhi zur Motivirung der Sendung des Nandi auf die Erde behufs der Wiederherstellung der Schiwa-Religion, was Narada ihm über den Stand der Religion auf Erden berichtet habe. Dieser wird da redend eingeführt und schildert da in sehr lebendigen Farben den Zerfall der Schiwa-Religion. Dann fährt er fort:

„Falschheit, Raub, Diebstahl, Mord, Unheil, Neid, Undankbarkeit, Schmähung, leidenschaftliche Hingebung an die Maja, Schändlichkeit, Streiterei, falscher Weg, Verletzung der Gelübde, schändliche Worte, Härte, Verleumdung, Zank, Heuchelei, große Grausamkeit, Ungerechtigkeit, diese haben sich gemehrt, und die Erde ist nicht im Stande, sie zu tragen, sie wankt. Neben ihren Männern laufen die Weiber Andern nach; neben ihren ergebenen Frauen hängen sich die Männer an Fremde; Nichtswürdige leben im Ueberfluß;

Fromme, wenn irgendwo etliche sind, führen ein kümmerliches Leben, wie die Banane im Dornstrauch."

An einer andern Stelle trägt Tschanna Basawa eine Sittenlehre für Könige vor, die in der That viel Schönes und Wahres enthält.

Dagegen läßt der Verfasser dann auch den Erdeherrn einmal in der Begleitung eines Nagarika (eines Lebemannes), eines Witha (eines Stutzers), eines Pirthawardana (eines Geschäftsmannes) und eines Widuschaka (eines gemeinen Spötters) eine nächtliche Wanderung in die Hurengasse machen und ergeht sich dabei in solchen Schaamlosigkeiten, daß selbst der Munschi Miss. Würth's in Bettigeri sich weigerte, den Inhalt einiger Verse des Buches ihm anzugeben.

Was die Sittlichkeit des individuellen Lebens betrifft, so wird man vielleicht sagen können, das Volk von Südmahratta sey nüchterner und mäßiger, als das des Tieflandes; insbesondere das Palmweintrinken sey weit nicht so verbreitet, wie dort, und nicht so zum eingewurzelten Laster ganzer Volksclassen geworden. Ferner wird, wie oben schon bemerkt, ein kräftigerer, selbstständigerer und freierer Geist den Südmahratten zugeschrieben werden können. Dagegen ist auch Raub und Mord in Südmahratta weit häufiger als im Unterlande. Man darf nur einmal in Badami gewesen seyn, um zu erkennen, wie das mittelalterliche Raubritterthum, das bis in die neueste Zeit in diesem Theil von Indien noch herrschend war, heute wiederum sein Haupt erheben würde, wenn die brittische Macht die Raubnester der Südmahratten nicht beständig niederhielte. Ueberdieß hat das kräftigere Wesen dieses Stammes auch seine klar ausgesprochenen Schattenseiten. Die Südmahratten sind nicht bloß unzugänglicher für Einflüsse aller Art, sondern auch hartnäckiger in Vertheidigung ihrer Untugenden und feindseliger gegen die Wahrheit als die Tiefländer. Welch bewußte und zu allen Gewaltthaten aufgelegte Feindschaft gegen alles Christliche legt der Mamledar von Hubli an den Tag! Welch raffinirte Bosheit bewies der ehemalige Munschi Miss. Hiller's in Bettigeri! Dazu kommt, daß die

großen Hauptsünden der Hindu's: Lüge, Betrug, Genußsucht, Wollust, Indolenz und Grausamkeit in Südmahratta gerade eben so tief gewurzelt sind, und eben so verheerend wirkend als anderwärts. Ja, es ist eine Frage, ob es in den Provinzen des Tieflandes solche privilegirte Sitze der Sünde und des Lasters gebe, wie dieß die immer noch mächtigen Klöster Südmahratta's sind, die meines Erachtens als Hauptbollwerke des Satans betrachtet werden müssen. Also werden die sittlichen Zustände dieser Provinz, so verschieden Sitte und Lebensweise im mancher Beziehung gestaltet seyn mag, sich nicht wesentlich von denen unserer übrigen Missionsgebiete unterscheiden.

In Beziehung auf die religiösen Zustände dagegen nehmen wir eine bedeutende Verschiedenheit wahr. Es treten uns zwar auch hier dieselben Religionen und Religions-Parteien entgegen, wie in Canara und Malabar. Neben den Heiden finden wir Muhammedaner in ziemlicher Zahl; zwar nicht die fanatische Secte der Mopla's, die erst in den letzten Jahrhunderten von Arabien her nach Malabar kamen und, von ihrem Stammland aus immer von Neuem fanatisirt, im Süden so gewaltigen Einfluß üben; aber doch jene Muhammedaner, welche seit den Einfällen der Tartaren und Mongolen vom 10ten Jahrhundert an sich immer weiter über Indien verbreiteten, theils selbst tartarischen und mongolischen Ursprungs sind, theils von solchen Hindu's abstammen, die durch jene zum Muhammedanismus bekehrt wurden, und eine Reihe mächtiger Reiche in Indien gründeten, die bis zur Eroberung Indiens durch die Britten sich behaupteten. Eben so sehen wir auch hier, wie anderwärts, das Heidenthum bald in der Gestalt des Buddhismus (oder Jainathums) bald in der Gestalt der Brahmanen-Religion uns entgegentreten, und die letztere selbst wieder in die beiden Haupt-Culte der Wischnu- und Schiwa-Verehrung sich spalten. Dagegen ist die Partei der Jaina's hier in Südmahratta fast ganz ausgerottet. Fast sämmtliche Tempel sind von den Brahmanen und zwar von Schaiwa's (Schiwa-Verehrern) in Besitz genommen. In jenem pracht-

vollen Jaina-Tempel zu Gadag, den ich oben mehrfach erwähnte, thront statt des Jaina-Heiligen ein kolossaler Basawa (ein Stier) von schwarzem Marmor oder Basalt zum Zeichen des Siegs, den Schiwa über Buddha davongetragen. Ferner ist in Südmahratta der Schiwa-Cultus entschieden überwiegend. Bis zum Jahr 800 nach Christo war der Buddhismus hier allmächtig gewesen; Schankaratscharya von Schringeri aber stellte den Schiwadienst wieder her; grausam verfolgt von den Schiwa-Brahmanen erfuhren die Jaina's eine Niederlage nach der andern. Von dieser Zeit an ist der Schiwadienst in Südmahratta vorherrschend. Doch scheint die Jaina-Religion bis zum Jahr 1000 nach Christo immer noch vergleichungsweise mächtig in Südmahratta gewesen zu seyn. Noch zur Zeit Basawa's und Tschanna Basawa's, der beiden Stifter des modernen Lingaitismus um 1000 nach Christo, war das Volk und insbesondere die Großen und Fürsten, wie es scheint, immer noch dem Buddhismus ergeben. Wenigstens klagt Narada in der Tschanna Basawa Purana (der Hauptquelle für die Geschichte Tschanna Basawa's, um 1100 verfaßt) dem Schiwa:

„O Sinnlichkeitsloser, nach euerm Befehl die Welten ich habe durchwandert. In allen Welten die Schiwa-Frömmigkeit täglich wächst; nur auf der Erde in Bharata Chanda (Dekkan), im sündbedeckten Lande das Böse herrscht. Die Wahrheit ist vernichtet; gute Gebräuche sind verschwunden, die erhabenen Schiwa-Religionen befleckt, die trefflichen Eigenschaften vertrocknet. Die Schiwagama-Puranen sind zu Träumen geworden; die ewigen guten Werke sind selten; die Wohlthätigkeit ist verschwunden. Der Erdenkönige Menge ist offenbar ein Hort für Nachlässigkeit und Ungerechtigkeit geworden. Des Dschina- (Jaina), Buddha- und der Sophisten-Religion ist gewachsen, groß geworden und die Schiwa-Religion sehr schmähend. Das erhabene Linga- und Dschangama-Opfer und Fußwasser, die heilige Asche und Rudrakschi verderben, fromme Schiwa-Verehrer sehr schmähen, beim Anblick des Dschangama zürnen, das ist die Weise der Fürsten und Unterthanen dort. Ueberall der Schiwa-Tempel Thüren mit Steinen geschlossen sind. Geschenke mit Dörfern, Ländereien, Kindern man nicht mehr macht den Dschangamen. Jeder Ort ist mit Dschina-Tempeln angefüllt; alle Leute

sind dem Dschina ergeben; selbst die Heiligen dort sind Dschina-Heilige; wenn man suchend umherblickt, ist kein Schiwa-Zeichen zu finden."

Dagegen sind es nun eben jene beiden Männer (Basawa und Tschanna Basawa), welche als die Reformatoren des Schiwa-Cultus und die Stifter der eigenthümlichen Form desselben, welche in dem modernen Lingaitismus auftritt, den Kampf zwischen dem Buddhismus und Brahmanenthum entschieden, indem sie mit geistlichen und fleischlichen Waffen die Jaina's bekämpften und so weit ihr Einfluß und ihre Macht reichte, man kann sagen, gänzlich vernichteten. Damit war die Herrschaft des Schiwa-Cultus in diesen Gegenden hergestellt, zugleich aber natürlicher Weise die Religion und Partei der Reformatoren, d. h. der von ihnen geschaffene Lingaitismus, zum herrschenden System und zur mächtigsten Partei geworden. Und so ist es denn bis auf den heutigen Tag dieses neue Religionssystem, das die Haupteigenthümlichkeit Südmahratta's ausmacht. Zwar ist es den Stiftern desselben trotz aller ihrer Anstrengungen nicht gelungen, die andern brahmanischen Culte völlig zu verdrängen. Während sie den Kastenunterschied aufzuheben suchten und auf jede Weise bekämpften, ja ihrem Religionssystem nicht bloß einen universelleren Charakter zu geben, sondern ihm auch die Universalherrschaft zu sichern suchten, hat es sich im Lauf der Zeit als hiezu untüchtig erwiesen, und ist es nun eben zu einer neuen, wenn gleich immerhin mächtigen, Kaste geworden. Fürs andere finden wir die Lingaiten auch im Süden hie und da. Auf keinem andern unserer Missionsgebiete ist aber der Lingaitismus eine eigentliche Macht geworden, und ebenso besitzt keine andere Religionspartei in Südmahratta noch so viel Lebensenergie als die Lingaiten, kein anderes System immer noch so viel Lebensfähigkeit als der Lingaitismus. Eben deßwegen ist es der Lingaitismus vorzüglich, mit welchem es die Mission in diesem Land zu thun hat. Bis jetzt waren fast alle in Südmahratta zum Christenthum Uebergetretenen Lingaiten. Sollten aber auch nicht sie zuerst vor der Fahne Christi sich

beugen, so werden wir doch, so lange der Lingaitismus nicht überwunden ist, den Sieg des Evangeliums weder für vollständig noch für gesichert halten dürfen. Ist es daher für unsere Missionare eine unerläßliche Aufgabe, das Religionssystem der Lingaiten gründlich zu erforschen, so ist es auch für die mit uns verbundenen Freunde wünschenswerth, dasselbe etwas näher kennen zu lernen. Ich versuche deßhalb, dasselbe auch hier wenigstens im Allgemeinen zu charakterisiren.

Die Quellen, aus welchen die Geschichte des Lingaitismus zu schöpfen ist, sind von zweierlei Art. Die einen, aus der Mitte der Lingaiten selbst hervorgegangen, sind freundlich gesinnt, die andern von den Jaina's herrührend, sind natürlich feindlich gestimmt. Die letztern sind mir bis jetzt unbekannt; die ersteren zerfallen in zwei Classen: in primitive, ältere, und in secondäre, jüngere Darstellungen. In die erste Classe gehört die Basawa Purana, welche göttliches Ansehen genießt, und von Bhima-Kasi um 1100 nach Christo gedichtet ist. Sie hat das Leben und die Thaten Basawa's zum Gegenstand, ist von Miss. Mögling in der Bibliotheka Carnataca zum ersten Mal dem Druck übergeben und von Miss. Würth in seiner Darstellung des Religionssystems der Lingaiten theils wörtlich, theils auszugsweise deutsch bearbeitet worden (S. Miss.-Mag. 1853 Heft I, S. 86. Ferner gehört hierher die Tschanna Basawa Purana, welche von dem Hampi-Dichter Virupakscha, der ungefähr um dieselbe Zeit lebte, wie der Verfasser der Basawa Purana, herrührt, und Tschanna Basawa's Leben und Wirken besingt. Auch sie ist in die Bibliotheka Carnataca aufgenommen und liegt deutsch bearbeitet von Miss. Würth im Manuscript vor mir. In die zweite Classe ist die Schringiradscha Purana, von dem Dichter gleiches Namens verfaßt, und die Prabhu Dewara Purana, beide aus späterer Zeit stammend und mit Basawa sich beschäftigend, zu setzen.

Die Quelle, der die Kenntniß des philosophischen Systems zu entnehmen ist, mit welchem Tschanna Basawa den

Lingaitismus philosophisch unterbaute und erfüllte, sind die Sthagalu d. h. loci des Akschandeschwara watschana.

Die Stifter und Begründer des Lingaitismus sind, wie bereits bemerkt, Basawa und Tschanna Basawa, der Neffe des Ersteren; jener der weltliche, dieser der geistliche. Beide, zwar von den Lingaiten vergöttert, doch ohne allen Zweifel historische Personen, lebten ums Jahr 1000 nach Christo im Carnataka-Lande. Ihre Geschichte ist aber so sehr mythisch ausgeschmückt, daß es schwerlich noch möglich ist, das unzweifelhaft Historische von den dichterischen Zuthaten ihrer Verehrer zu unterscheiden. Wir geben ihre Lebensgeschichte deßwegen gerade so, wie sie die Lingaiten uns überliefert haben.

Basawa ist der Sohn brahminischer Eltern, welche in Bagawadi im Carnataka-Lande lebten. Sein Vater, ein Schiwa-Brahmane, hieß Madarasu, seine Mutter Madalambike. Nach der Basawa Purana ist er jedoch eine Incarnation des Nandikeschwara des Trägers (Vahana) des Schiwa (der auch Ischwara genannt wird) d. h. der hypostasirten Nandi (im Sanskrit: Freude) des Schiwa. Die Veranlassung zur Sendung des Nandikeschwara auf die Erde und zur Geburt des (Gottmenschen) Basawa gab der Zerfall der Schiwa-Religion auf Erden. Von vorne herein hat Basawa daher die Bestimmung, diese wieder herzustellen. Die Geburt des Mannes geschieht aber also: Seine kinderlosen Eltern liegen lange dem Gott Whruschabha, einer früheren Incarnation des Nandikeschwara, an um Nachkommenschaft. In einer Nacht erscheint der Gott im Traum und verheißt ihnen ein Mädchen, das sie Nagalambike, und ein Knäblein, das sie Basaweschwara heißen sollen. Nach 9 Monaten wird ihnen Nagalambike geboren. Sie ist, nach Schiwa's Mittheilung an Nandikeschwara vor seiner bevorstehenden Incarnation, die in Schiwa seyende Erkenntnißkraft, die ihm Schiwa zur Hülfe auf Erden mitsendet. Nach drei Jahren scheint auch die Geburt des verheißenen Knaben erfolgen zu sollen; allein obwohl die Mutter bereits 3 Jahre ihn unter dem Herzen trägt, will die Ge-

burt nicht vor sich gehen. Durch ein Wunder wird jedoch die Mutter auf ihr Gebet im Schlaf entbunden. Der Gott legt der Schlafenden den Sohn auf ihr Bette.

Natürlich folgt dem wunderbaren Lebensanfang eine wunderbare Kindheit. Der Knabe lernt schnell lesen und schreiben und wird ein großer Schriftgelehrter. Fünfjährig beginnt er bereits seine Opposition gegen die Brahmanen; er verweigert standhaft die Brahmanenschnur umzuhängen und dadurch in die Gemeinschaft der zweimal Geborenen (der Brahmanen) sich aufnehmen zu lassen. „Ich bin ein Schiwa-Anbeter und gehöre nicht zum Geschlecht Brahma's," sagt er. Dieß und Anderes, was bei dieser Veranlassung Wunderbares geschieht, erregt allgemeines Aufsehen. In Folge davon gibt ihm Bala Sewa, der erste Minister des Bidschala radscha in Kaljana,*) seine Tochter Gangadewi zum Weibe. Aber schon als Knabe muß er vor den Brahminen, die ihn der Tödtung eines Kameraden beschuldigen, die Flucht ergreifen. Er wendet sich nach dem Dorfe Kappadi und sucht bei dem Gotte Sangameschwara Zuflucht. Der Gott hat an seiner Frömmigkeit Wohlgefallen und offenbart ihm (wobei das Götzenbild lebendig wird) die Grundlehren der Schiwa-Religion. So wird die erduldete Verfolgung nur die Veranlassung zur förmlichen Einweihung Basawa's zum Amt des Religions-Stifters; wobei der Götze dem versammelten Volk laut bezeugt: „Basawa's Anbetung ist die wahre, die eurige ist werthlos."

Nun folgt die Periode der öffentlichen Wirksamkeit Basawa's. Sein Schwiegervater Bala Sewa stirbt. Der König Bizzala von Kaljana, von welchem die Basawa Purana ohne Zweifel zur Rechtfertigung seiner Ermordung durch Lingaiten gleich bei der Schilderung der Götterversammlung, in welcher Basawa's Sendung beschlossen wird, beiläufig erwähnt, daß er der zur Strafe für eine Beleidigung des in Basawa Mensch gewordenen Nandikeschwara

*) Kaljana ist noch heut zu Tage eine Stadt 20 Stunden nordöstlich von Scholapur, 80 Stunden von unserer Station Bettigeri.

zur Geburt als Bizzala radscha verurtheilte Himmelsthürhüter Singakescha sey, — ich sage Bizzala beruft Basawa zum ersten Minister, der über das Heer und den Staatsschatz zugleich gesetzt ist. Sein Einzug in Kaljana gleicht einem Triumphzug. Der König selbst reitet ihm entgegen und steigt vom Elephanten, als er ihn ansichtig wird. Nagalambike begleitet ihn ihrer Bestimmung gemäß. Basawa's Feinde, die Jaina's, sagen, sie sey Bizzala's Concubine gewesen; daraus erkläre sich die Allmacht Basawa's am Hofe des Königs.

Kaum ist der Zug im Palast angekommen, so geschieht ein Wunder. Ein Blatt, das vom Himmel fällt und das Niemand entziffern kann als Basawa, verkündet dem König, daß seine Vorfahren eine unermeßliche Summe Geldes vergraben hätten, und die Jaina-Religion untergehen werde. Unter Wunder und Zeichen, welche den König überzeugen müssen, daß sein Gott nicht helfen könne, wird der Schatz gehoben; Basawa werden seine Aemter bestätigt, ja der König gibt ihm seine jüngere Schwester Nilalotschane zum Weibe.*)

Hiermit hat Basawa den höchsten Gipfel der Ehren erstiegen. Er ist nun der höchste Machthaber nach dem König; ja dieser wird von dem Minister sehr in Schatten gestellt. Zwar ist Mantschanna,**) des Königs Vertrauter und zweiter Minister, Basawa's entschiedener Gegner; allein auch dieser muß sich vor dem „Herrlichkeitsmann" beugen. Allem nach muß Basawa nun in der Folgezeit durch die Entfaltung seiner staatsmännischen und kriegerischen Talente und Macht einen großen Umschwung in den Verhältnissen des Reichs bewirkt und bei Durchführung seiner religiösen Reformen andere Wege eingeschlagen haben, als vor seiner Erhebung. Hiervon macht uns aber die Basawa Purana keine anschauliche und historisch genaue Beschreibung. Da sie nicht

*) Basawa hatte also 2 Frauen. Ja, nach einer weiteren Nachricht sogar 3. Die dritte war Nilambike, Tochter eines Ministers.

**) Vergl. über Mantschanna Miss.-Mag. 1853, Heft I, S. 131.

eine Geschichte ihres Helden, sondern eine Apotheose desselben liefern will, beschränkt sie sich darauf, eine Reihe von Geschichten mitzutheilen, welche Basawa's göttliche Sendung bezeugen sollen, und seine Verdienste um Schiwa und die Neugestaltung seiner Religion und die Einführung des Lingaitismus darstellen.

Bringen wir den Inhalt dieser Purana-Geschichten unter gewisse Gesichtspunkte, so erfahren wir von Basawa noch weiter Folgendes:

Sein Wirken ist ein dreifaches: 1) Offenbarung Schiwa's als des höchsten Gottes; 2) Emporbringung und Neugestaltung des Schiwa-Cultus; 3) Bekehrung der Ungläubigen zum Lingaitismus. Diese drei Zweige seiner Thätigkeit laufen aber nicht neben einander her, sondern sind stets mit einander verbunden, und zwar so, daß der erste Zweck fast ganz hinter den zweiten und dritten und der zweite wiederum hinter den dritten zurücktritt. In Wahrheit ist Basawa deßhalb nicht sowohl der Schöpfer eines neuen Glaubens, als der Stifter eines neuen Cultus, und wiederum nicht sowohl der Erfinder einer wesentlich neuen Gottesverehrung, als der Stifter einer neuen Secte. Nirgends wird in der Basawa Purana Schiwa's Natur und Wesen, sein Wirken und Walten in ein neues und helleres Licht gesetzt. Wir hören, daß Basawa's Grundsatz war: „Sangameschwara (Schiwa) ist der Gebende, Sangameschwara ist der Nehmende;" d. h. von Schiwa kommt Alles, ihm gehört also auch Alles, daher muß ihm auch Alles geweiht und zurückgegeben werden, und es erklärt sich so, warum er alle andern Religionen für falsch erklärte, ihre Ausrottung für seine Aufgabe halten und den Schiwaismus zur Universal-Religion zu erheben hoffen konnte. Dagegen wird der eben ausgesprochene Satz, der auf den wahren Gott bezogen seine volle Wahrheit hat, weder in seiner dogmatischen und moralischen Bedeutung erkannt, noch allseitig auf das Leben angewandt. Auch tritt die Person Schiwa's völlig hinter Basawa zurück. Tritt auch einmal Schiwa selber auf, so erscheint doch Basawa immer

größer und herrlicher als Schiwa. Er tröstet z. B. einmal Schiwa und fordert ihn auf, von ihm zu bitten, was er wolle, wobei er ihm zugleich bemerkt, er, Basawa, habe nichts von ihm zu bitten. Ebenso verhält es sich mit dem neuen Cultus. Basawa ist emsig bemüht, den Linga *) und die heil. Asche zu Ehren zu bringen, die Dschangama's**), als die Lieblinge des Gottes darzustellen, und die wunderbaren Kräfte ihres Fußwassers anzupreisen. In welchem Zusammenhang aber diese Gnadenmittel, wenn ich so sagen darf, mit der Person Schiwa's oder Basawa's stehen, welche innere Beziehung sie zur Frömmigkeit haben, und wie sie all das Heil bewirken können, das ihnen zugeschrieben wird, dieß nachzuweisen kommt dem Gottesmann nirgends in den Sinn. Dagegen bekehrt er die Menschen zu Tausenden durch seine Wunderthaten, und ist die Purana von solchen Bekehrungsgeschichten voll. Dennoch muß anerkannt werden, daß keine jener drei obengenannten Beziehungen seines Wirkens nach der Basawa Purana völlig fehlt.

Was 1) die Offenbarung Schiwa's in seiner Erhabenheit über alle Götter betrifft, so geschieht diese dadurch, daß Basawa auf Erden erscheint und den Menschen sich darstellt. Diese Selbstdarstellung Basawa's ist aber nicht sowohl eine Enthüllung der Geheimnisse und Tiefen der Gottheit, als vielmehr eine Art Theophanie. Basawa lebt, lehrt und wirkt wie ein Gott in Menschengestalt. „Wie das Euter der Kuh die göttliche Milch einschließt, so verhüllt die menschliche Gestalt den Basawa." Freilich ist dieser Gott selbst nur ein potenzirter Mensch und dazu noch von sündiger Art.

Betrachten wir Basawa's Sittlichkeit, so ist er zwar „der von Tugenden Angefüllte", „die Tugend unter der Sünde"; er ist „der Sinnlichkeitslose"; „sein ganzer Leib ist Fröm-

*) Der Linga ist ein schwarzer Stein (in Form der Genitalien), welcher Schiwa's Symbol ist, der Götze, den alle Lingaiten stets bei sich tragen, meist in einer silbernen Büchse auf der Brust.

**) Ein Dschangama (Beweglicher) ist ein Bettelmönch, der das Gelübde des Wanderlebens gethan hat.

migkeit"; er ist das Feuer für die Brust der Schlechten"; „die Erdengluth für die Schiwa-Schmäher"; „die Sonne für die Finsterniß". Es wird von ihm erzählt: Er sey in Befolgung der Vorschriften der Schiwa-Religion beständig eifrig und tadellos treu gewesen; er habe nichts unreines gegessen und sey selbst der Verlockung des Königs zum Genuß ungesegneter Speise fest widerstanden; er habe auf keinen Spott der Ungläubigen gemerkt; er habe keinem seiner Religionsgenossen ein Leid gethan; er sey gegen Jedermann, nur die Mimansisten (die brahmanischen Philosophen) ausgenommen, freundlich gewesen; er sey stets bereit gewesen, allen Menschen, besonders aber den Lingaiten, wohlzuthun. Und in der That, seine Dienstfertigkeit gegen Schiwaiten kennt keine Grenzen nach den Geschichten der Purana; es wird ausdrücklich bezeugt, er habe seinen Freunden keine Bitte abschlagen können. Ueberdieß erniedrigt er sich selbst vor Mareija (einem Lingaiten) wegen seiner großen Frömmigkeit so tief, daß er mit thränenbedecktem Gesicht zu ihm sagt: „Guter Eigenschaften Schatz bist du; schlechter Eigenschaften Platz bin ich." Ferner erbarmte er sich einst eines Diebs und verwandelte ihn in einen frommen Priester. Ja selbst an Feinden, wie z. B. gegen den König, übte er Schonung. Selbst seinem heftigsten Gegner, dem Manntschanna, war er alsbald bereit, seine Hochachtung zu bezeugen, als er erfuhr, daß er im Geheimen Lingaite sey. Schließlich wollen wir nicht verschweigen, daß sogar eine Art von Liebe bis in den Tod in Basawa's Leben vorkommt. Sein Freund, der Priester Kinnara, stirbt; Basawa ist über den Verlust untröstlich und gibt, von einem heiligen Mann an seinen Wahlspruch erinnert, den Geist auf.

Aber wie äußerlich, wie beschränkt, wie höchst unvollkommen ist dennoch Basawa's Sittlichkeit! Verunreinigend ist ihm eben, was man ißt; rein ist, was der Priester gesegnet hat. Seine Liebe beschränkt sich eben eigentlich doch bloß auf die Lingaiten, d. h. seine Anhänger; die Mimansisten sind ausdrücklich ausgeschlossen. Ferner wird seine Güte zur Schwäche, wenn er nichts abschlagen kann. Die

Schonung endlich, die Basawa gegen seine Gegner übt, währt eben eine Zeitlang; zuletzt bricht der Zorn doch durch; da wirft er dann dem König den Siegelring hin; ja er gibt am Ende sogar den Befehl, ihn zu tödten. Und mit der Liebe bis zum Tod ist es etwas eigen bestellt; denn wenn die Erinnerung an seinen Wahlspruch der Beweggrund oder die Ursache seines Sterbens mit dem Freunde ist, so stirbt Basawa eben nicht aus Liebe zum Freund, sondern aus Pflicht, oder vermöge einer Naturnothwendigkeit. Ueberdieß ist dieser Tod, den er erduldet, ein reines Spiel, da er in demselben Moment, wo er stirbt, von dem h. Mann wieder wachgerufen wird. Ja wir müssen noch weiter gehen. Basawa's Sittlichkeit ist nicht bloß eine unvollkommene, sondern sie ist theils gar nicht vorhanden, theils schlägt sie in Unsittlichkeit um. Es heißt wohl von ihm, er verstatte der Sinnlichkeit keinen Einfluß auf sich; dennoch ist es damit kein Ernst. Es mag Verläumdung gewesen seyn, wenn man ihm Schuld gab, daß er mit Schiwanagameija, einem Priester der niedrigsten Kaste, in einem nicht bloß durch das Kastengesetz, sondern auch durch das Gesetz der Sittlichkeit verbotenen Umgang gestanden. Man darf vielleicht nichts Schlimmes daraus folgern, daß er, der Purana zu Folge, eine Ehebrecherin, die nicht die Verführte, sondern die Verführerin war, heilig sprach. Wenigstens entkräftet Basawa den ersten Vorwurf damit, daß er zeigt, nur der, welcher den Weg der Gerechtigkeit verlassen habe, sey von unreiner Kaste, und es sey kein Unrecht, mit guten, harmlosen, von Heuchelei weit entfernten Männern umzugehen (vielleicht eine Nachbildung der Geschichte von den Zöllnern), und kann die zweite Geschichte vielleicht, wiewohl kaum, als eine ungeschichtliche Nachbildung, oder ein Zerrbild der Geschichte von der Freisprechung der Ehebrecherin durch Jesum angesehen werden. Dagegen scheint historisch festzustehen, daß er selbst mehrere Frauen hatte, und rühmt es ihm die Basawa Purana selbst unverholen nach, daß er 12,000 im Innern verschiedener Hurenhäuser Wollust pflegende und Hurerei treibende Dschangamen gespeist habe. Ohne Zweifel

litt Basawa an derselben Krankheit, wie sein Biograph; ich meine die im heidnischen Hindustan fast allgemein herrschende Fleischlichkeit, wenn ich nicht sagen darf, Schaamlosigkeit und Liederlichkeit. Aber auch ganz abgesehen davon, muß man sagen, es sey nicht bloß die vollkommene Tugend nicht an ihm, sondern seine Sittlichkeit schlage bisweilen geradezu in Unsittlichkeit um. Er füttert nicht nur die liederlichen Dschangamen und nimmt sie allenthalben in Schutz, selbst wenn sie allerlei Schlechtigkeiten begangen haben, weil sie vermöge ihres character indelebilis heilige Gottesmänner sind, sondern leert auch ihnen zu lieb mehr als einmal den königlichen Schatz; ja er entblödet sich nicht, einem Dschangamen im Königs Palast stehlen zu helfen. Freilich füllt er die Kisten des Schatzes durch seine Wunder immer wieder und flickt die Stelle, an welcher er mit dem Dschangama eingebrochen, mit purem Golde aus, so daß der König nicht bloß zufrieden seyn, sondern ihn selbst bewundern muß. Wer aber wird dieß glauben?

Nehmen wir noch hinzu, daß auch kein Wort von wahrer Gottes- und Menschenliebe, kein Wort von wahrer Heiligung des Lebens in allen den Geschichten der Basawa Purana zu finden ist, sondern leere Ceremonien den Gottesdienst ausmachen, den er übt und lehrt, und Sinnengenuß, Befriedigung der Eitelkeit und des Magens, Geld und abermals Geld der Segen ist, den der Herrlichkeitsmann bereitet und spendet, so sehen wir klar, daß es um den sittlichen Gehalt seines Lebens schlecht bestellt ist.

Je weniger aber der Held der Basawa Purana in sittlicher Beziehung glänzt, um so reicher ist er mit Gotteskräften ausgestattet; um so mehr vermag er durch sich selbst und die Gnade der Götter. Er vermag mehr als die größten Weisen; er ist erhaben über alle Zauberer des Reichs. Er kommt in keine Verlegenheit. Er schaut in die Ferne und kennt was verborgen ist. Ihn trifft kein Schwert; vielmehr macht schon sein Anblick die Leute bestürzt; ein Blick, ein Wort schlägt die Feinde nieder. Schlangen gehorchen ihm; sein

Blut tödtet sie. Schreckens-Gestalten und Ungeheuer fallen ihm zu Fuß, wenn er sie mit seinem Blick fixirt. Selbst in die Ferne vermag er zu wirken. Sein Glaube ist unerschütterlich fest. Ist er in Joga*) versunken, so verrichtet er Wunder über Wunder; ja er vermag sein Leben aus seinem Leibe gehen und mit andern Seelen sich vereinigen zu lassen. Er kann sterben, und wird durch das Wort eines Lingaiten wieder lebendig; und was das Größte ist, er vereinigt sich mit seinen Verehrern. „Wo wahre Frömmigkeit ist, da ist Basawa". Siddharama**), reißt seinen Bauch auf und zeigt, daß Basawa in ihm ist.

Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß Basawa alle möglichen Prüfungen siegreich besteht. Ein Lingaite, von Ferne hergekommen, durch seinen Ruf angezogen, prüft ihn, ob er fest im Glauben sey. Er fordert von ihm Perlen zur Lingaverehrung und Basawa verwandelt Dschola ***) in Perlen. Schiwa prüft ihn, wie es scheint, ob er ihn erkenne, oder ob er seiner Stellung und Kraft sich bewußt sey. Basawa erkennt ihn nicht allein, sondern fordert ihn sogar auf, von ihm sich zu erbitten, was er bedürfe. Gleicherweise setzt ihn Prabhu†) auf die Probe, indem er das Mahl, das Basawa ihm vorsetzt und 1000 Lingaiten gesättigt hätte, mit Einem Mal verschlingt. Basawa ist aber keineswegs verlegen, er bietet dem Sinnlichkeitslosen seinen Körper an. Dieser erklärt daher, er habe „das große Frömmigkeitslicht geprüft und helle erfunden",

---

*) Joga Meditation. In diesem Zustand schließt der Hindu Augen, Ohren, Mund u. s. w., zieht sich von der äußern Welt zurück, so daß er wird wie todt, und unterhält und vereinigt sich mit Gott.

**) Siddharama ist ein Einsiedler, der Gründer der Stadt Scholapura, der Basawa zum Lingaitismus bekehrte.

***) Dschola, eine Getreide-Art, dem türkischen Korn ähnlich, nur mit weit kleineren Körnern, die mit dem Koriander-Saamen verglichen werden können.

†) Prabhu, ein Gott, der auch Mensch geworden ist und Basawa als glänzender perlenkundiger Kaufmann im Körper seines lebendig gewordenen Hausgötzen erscheint.

und gibt demselben zum Lohne die Wünschelruthe und den Wünschelbaum.

Theils kraft dieser Gaben, theils in Kraft seiner ihm ursprünglich inwohnenden Machtvollkommenheit thut er nun Wunder und Zeichen aller Art. Er milkt eine Tigerin; verwandelt das eine Mal Brindschal-Früchte, das andere Mal Kürbiskerne in Lingen; das eine Mal Dschola in Perlen, das andere Mal Taubenerbsen in Edelsteine; ein Kalb in eine neumelkende Kuh, verschiedene Blumen in Sampage-Blumen zum Opfer, eine gemalte Jackfrucht in eine wahre, Branntwein in Milch, eine Schlange in ein goldenes Brustgeschmeide von ungeheurem Werth und umgekehrt. Er milkt aus Schiwanagameija's Fingern Milch; zaubert auf den Köpfen der Götzen und Lingaiten die Ketike-Blume hervor; läßt das Kleid seiner Frau sich vergrößern und in zwei sich theilen. Er hält auf die Entfernung mehrerer Stunden den Milchnapf einer fallenden Frau, daß er nicht zerbricht, bringt gestohlenes Vieh wieder, restituirt und vermehrt das Geld im Staatsschatz. Er heilt Kranke, stellt einem Hofsänger, der unter der Maske eines Dschangama vor ihn tritt, seine verstümmelten Glieder wieder her, rettet Sterbende vom Tod, und trinkt selbst Gift ohne davon Schaden zu nehmen. Er versetzt einen Berg; stellt die Sonne 11 Tage, ein ander Mal den Mond 7 Tage still; er macht getödtete Schlangen und Elephanten wieder lebendig; er weckt Todte wieder auf, *) macht die Rümpfe und Schädel von Todten lebendig; ja, er macht einen Ochsen aus Thon lebendig, haucht einem Grasmann Leben ein, so daß er als Priester nun fortlebt; ja er unterrichtet Hunde in den Schastra's und läßt sie statt ihres Herrn den Lingaitismus vertheidigen.

Die Art und Weise, wie Basawa die Wunder verrichtet, ist sehr verschieden. Bald thut er sie unbewußt

*) Eine der Auferweckungs-Geschichten, deren die Basawa Purana viele erzählt, ist offenbar der Geschichte der Auferweckung des Jünglings zu Nain nachgebildet (s. Magazin 1853, Heft 1, S. 141.).

und absichtslos, wo die ihm inwohnende Wunderkraft unabhängig von seinem Willen, als Kraft seiner Natur erscheint; bald aber auch mit Bewußtseyn und Absicht. Im letzteren Fall dient ihm dann das Fußwasser der Dschangamen, der Linga und die heilige Asche sehr häufig als Mittel, durch welche er wirkt. Mittelst des Fußwassers setzt er z. B. die Sonne wieder in Bewegung. Oft berührt er aber auch den Gegenstand, auf welchen er seine Wunderkraft ausströmen lassen will, mit der Hand oder der Stirne. Er streichelt z. B. das Kalb, das er verwandeln will. Noch öfter ist sein Blick, mit dem er die Dinge, z. B. den Sonnenkreis, wenn er die Sonne stille stellen will, scharf fixirt, der Vermittler seiner wunderthätigen Kraft. Bisweilen spricht er auch Zauberformeln über den Gegenstand seiner Thätigkeit, oder er beschwört denselben, so z. B. den Mond, wenn er ihn stille stehen heißt, oder er betet über demselben. Selten wird Gebet und Zauberspruch mit irgend einer Manipulation verbunden. Wird er versucht und stellt sich ihm der Versucher in einer nur behufs der Täuschung des Wunderthäters oder ihm zum Spott gewählten Situation dar, so thut auch schon eine Verbeugung, verbunden mit dem Eingehen in die Komödie, ihre volle Wirkung. Dagegen scheint denn doch immer ein geistiger Vorgang im Inneren Basawa's erfordert und vorausgesetzt zu werden. Wenigstens wird bald sein Glaube, bald seine Meditationskraft, bald der reine Gedanke als die Quelle, aus der seine Wunderkräfte fließen, oder als der Canal, durch welchen die Gotteskräfte ausströmen, dargestellt.

Der allgemeine stets sich gleichbleibende Zweck der Wunderthaten, welche Basawa vollbringt, ist natürlich die Beglaubigung seiner Sendung und die Offenbarung seiner Herrlichkeit, obgleich dieß nicht sowohl ausdrücklich bezeugt, als vielmehr stillschweigend vorausgesetzt wird. Im Besondern ist der Zweck der Zeichen und Wunder theils die Belehrung von Freunden und Näherkommenden namentlich über den Werth und die Kraft der neu eingeführten Ceremonien, der Lingen, der heil. Asche und des Fußwassers;

— doch ist dieß nur selten der Fall — theils die Selbstvertheidigung Basawa's gegenüber von Anklägern, Spöttern und Feinden aller Art. Bald rechtfertigt er dabei seine Unschuld und Tugend; bald entlarvt, beschämt, wirft und vernichtet er durch dieselben seine Feinde. Oefters muß er auch ein Wunder thun, um nur nicht dahinten zu bleiben hinter den Erwartungen seiner Freunde oder den Zumuthungen seiner Feinde, namentlich den Wischnuverehrern. Sodann aber setzt er drittens seine Wunderkraft zu dem Zweck in Bewegung, um allem Volk, namentlich aber seinen Verehrern, wohlzuthun, mitunter auch um diese Letztern gegen die gemeinschaftlichen Gegner zu vertheidigen. Viertens endlich dienen die Wunder hauptsächlich als Mittel der Bekehrung der Ungläubigen.

Daß Basawa bei Verrichtung seiner Wunder die Personen, denen mit seinen Wundern gedient wird, nicht anzusehen pflegt, daß er seine Gaben an Ungläubige, wie an Gläubige, sogar an allerlei schlechte Leute, als da sind Diebe, unglückliche Spieler und anderes Gesindel, namentlich an Bettelmönche verschwendet, dieß hat eben deßwegen seinen guten Grund. Doch läßt sich auf der andern Seite nicht läugnen, daß er auf diese Weise mehr als Einmal seine Wunderkräfte der Schlechtigkeit zur Verfügung stellt.

Nehmen wir Alles dieses zusammen, so erscheinen uns, für einen Augenblick ihre Wahrheit vorausgesetzt, die Wunderthaten Basawa's trotzdem, daß sie den Hauptbeitrag zu seinem Ruhm und seiner Größe liefern, von sehr untergeordnetem Werth. Ist gleich ihre Zahl und ihre Wirkung riesengroß und ihre Ausstattung überaus reich und glänzend, so fehlt ihnen doch durchaus Maaß und Verstand, vernünftige Begründung und sittliche Bedeutung. Basawa sieht eben deßhalb weit mehr einem Zauberer, Magnetiseur und Taschenspieler en gros, als einem Gott oder Gottesmanne gleich.

Soll aber dennoch ein Gott in ihm sich offenbaren, seine Erscheinung dennoch eine überirdische seyn, wie der Lingaite glaubt, so kann es nur ein Abgott seyn, der in

ihm erscheint, und kann seine Erscheinung nur das Zerrbild eines Gottmenschen seyn, nicht Gott, der Mensch geworden ist und seine Herrlichkeit offenbart in Gnade und Wahrheit, sondern ein Gott, der ein Sünder war von Alters her und in der Gestalt eines Menschen nun als Tausendkünstler auf Erden lebt, oder ein Mensch, der ein Sünder war und ist und sich als Gott geberdet.

Daher kommt es denn auch, daß die Selbstdarstellung Basawa's nie zu einer Offenbarung Schiwa's wird, was sie doch seyn soll, sondern eine bloße Theophanie bleibt. Und dieß wiederum hat zur Folge, daß Basawa nicht ein Prophet wird, oder ein Lehrer der Wahrheit, sondern eigentlich bloß der Begründer eines neuen Cultus und der Stifter einer neuen Secte. Hiemit kommen wir auf den zweiten der obengenannten Punkte.

Die Aufgabe Basawa's ist nach der Basawa Purana 2) die Emporbringung und Neugestaltung des Schiwa-Cultus. Diese hat er denn auch factisch gelöst. Er hat an die Stelle des uralten Schiwa-Cultus, der im Neu-Schiwaismus wieder aufgelebt war, den modernen Lingaitismus gesetzt. Wie er dieß that, darüber haben wir keine historisch genauen Berichte, selbst von dem Cultus der Lingaiten unserer Tage ist noch keine wissenschaftlich vollständige Darstellung vorhanden. In der Basawa Purana wird uns zwar eine Reihe Geschichten erzählt, aus denen erhellt, wie Basawa allenthalben und jeder Zeit zur Verehrung Schiwa's auffordert und die verschiedenen Stücke des Schiwadienstes empfiehlt. Sie theilt uns den Wahlspruch Basawa's mit, der also lautet: „Linga und Dschangama, die sind mein Leben," und uns klar und deutlich zeigt, worauf Basawa im Cultus das Hauptgewicht legt. Sie berichtet, wie er den Linga verherrlicht, indem er lehrt, daß auch ein Mann der niedrigsten Kaste durch denselben rein wird, und indem er durch Umbinden desselben Wunder thut. Sie rühmt, wie Basawa Volk und König über die reinigende und wunderthätige Kraft der heil. Asche belehrt, und seiner Belehrung durch Zeichen und Wunder Nachdruck

verliehen habe. Sie kann nicht satt werden zu erzählen, wie Basawa die Dschangama's ehrt und das Wasser, in welchem sie ihre Füße gewaschen, als ein Mittel der Reinigung, Heilung und Wunderthätigkeit preist. Ebenso finden sich in ihr Stellen, welche seine Opposition gegen das Kastenwesen der Brahmanen andeuten und zeigen, wie er mit höherer Machtvollkommenheit neue sogar bisher verpönte Ceremonien einführt. Dennoch gewinnen wir aus den Mittheilungen dieser Purana weder ein anschauliches Bild von dem Cultus selbst, den er einführt, noch von seinem Verfahren bei der Neugestaltung des Schiwadienstes. Wenn man Basawa's Thätigkeit als Reformator des Schiwa-Cultus kennen lernen will, muß man daher nothwendig über die Basawa Purana hinausgehen. In ihren Dichtungen tritt die Beziehung der Thätigkeit Basawa's auf die Offenbarung Schiwa's nnd die Neugestaltung des Cultus hinter die auf die Stiftung der Secte der Wira-Schaiwa (strengen Schiwaiten), wie sich die Lingaiten nennen, zurück.

3) Die dritte Aufgabe Basawa's nach der Basawa Purana ist die Bekehrung der Welt zum Lingaitismus. Zwar wird er nach ihr auf die Erde gesendet, nur um die Schiwa-Religion wieder herzustellen. Auch bezeichnet er selbst immer nur dieß als seine Aufgabe; allein unter der Hand wird die Restitution der alten Religion zur Einführung einer neuen, sey es, daß der Neu-Schiwaismus der Brahmanen, den er verdrängte, völlig entartet war, oder daß in Basawa's Natur der Trieb zum Neuschaffen das conservative Element überwog. Wie wir aber bereits vernommen, schildert die Basawa Purana sein Wirken vorzugsweise nach der Seite hin, von welcher es auf die Bekehrung der Ungläubigen gerichtet war. Darum ist sie voll von Bekehrungsgeschichten, ja, sie ist im Ganzen eine Darstellung des Sieges des Lingaitismus und seines Stifters über die ihnen entgegenstehenden Culte. Dem ungeachtet geht das, was über Basawa's Missionsthätigkeit mitgetheilt wird, nahe zusammen. Nach dem oben Mitgetheilten ist nicht zu erwarten, daß Basawa durch die Predigt der

Wahrheit oder durch Erfindung und Verbreitung eines philosophischen Systems die Menschen bekehre. Nur einige Male, wie etwa einem Mimansisten gegenüber, läßt er sich herbei, seinen Glauben darzulegen und zu disputiren, gewöhnlich und so selbst in den Fällen, wo er mit Belehrung beginnt, führt er schlagendere Beweise und wirksamere Ueberzeugungsmittel in das Feld. Es sind dieß seine Wunder. Den Mimansisten überwindet er, indem er einen Grasmann ins wirkliche Leben ruft; eine Diebsbande bekehrt er dadurch, daß er ihr auf wunderbare Weise ihren Raub nimmt; Jaina's bekehrt er, indem er die Jaina-Zeichen an ihrer Stirne in Linga-Siegel verwandelt u. dergl. Eben deßhalb vernehmen wir nicht Einmal eine tiefere religiöse Wahrheit aus seinem Mund, kann von einer sittlichen Neubelebung seiner Zeitgenossen nicht die Rede seyn. Die Bekehrungen, die er verrichtete, waren wunderbare Verwandlungen, durch seinen Zauberblick, oder durch irgend eines seiner überwunderbaren Wunder hervorgebracht, oder sie sind in Wahrheit Wirkungen des Fanatismus und selbst nichts anderes, als rein äußerliche, wenn auch fanatische Uebertritte von einer religiösen Secte zu der andern.

So erscheint Basawa's Person und Werk in der Basawa Purana. Noch aber liegt uns ob, den Ausgang seines Lebens darzustellen, wie er nach ihren Ueberlieferungen sich gestaltete.

Schon während der ganzen Zeit seines öffentlichen Wirkens ist natürlich sein Verhältniß zu Bizzalaradscha, seinem Herrn, von großer Bedeutung und wesentlichem Einfluß. Daher tritt der König auch immer von Zeit zu Zeit handelnd in dem Gedicht hervor. Gegen das Lebensende Basawa's hin aber laufen in der Geschichte des gegenseitigen Verhältnisses dieser beiden Helden alle vorher vereinzelten Fäden seiner Geschichte zusammen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Frage: wer von Beiden siegen soll. Der König, nie ganz durchdrungen vom Glauben an Basawa's Sendung, oder nie gewillt, ihm die Ehre der höhern Stellung einzuräumen, leiht immer wieder den An-

klägern und Verläumdern Basawa's sein Ohr. Die unsinnige Verschwendung desselben und seine Eingriffe in den Staatsschatz zu Gunsten seiner Anhänger geben immer neuen Grund zu mancherlei Verdacht. Zwar beschwichtigt, beschämt, überwindet er durch seine Wunder den König immer wieder. Zuletzt aber, als das Heer der Bettelmönche, die natürlich Basawa's ergebene Garde bilden, in ungeheurer Zahl in der Hauptstadt zusammenströmt, und nachdem es von Basawa gespeist worden, in der Nacht die beleuchteten Gassen der Stadt durchschwärmt, erwacht in Bizzala das Bewußtseyn seiner Pflicht und Würde, oder vielleicht ein tiefer Argwohn gegen den allmächtigen Minister. Er erklärt deßhalb demselben des andern Tags in versammeltem Rath, daß er nur dann seine Stelle länger behalten könne, wenn er verspreche, die maaßlosen Schenkungen an die Dschangamen zu unterlassen. Basawa aber verschließt seine Ohren gegen diese Gotteslästerung und wirft dem König seinen Siegelring zornig hin. Er ist entschlossen, die gottlose Stadt zu verlassen; arm und dürftig zieht er mit seinen nächsten Angehörigen aus, und wandert zu Fuß, er weiß selbst nicht wohin. In der kommenden Nacht erscheint ihm Sangameschwara und übergibt ihm seinen Halsschmuck, der sich in ein goldenes Brustgeschmeide verwandelt. Da ruft er aus: „Nun haben wir das Messer, das Bizzala die Nase abschneiden wird," und kehrt in die Stadt zurück, in welcher sich bald von allen Seiten befreundete Priester einstellen, die Basawa mit Freigebigkeiten überschüttet. Endlich erfährt der König seine Rückkehr, ruft ihn und verlangt das Brustgeschmeide, weil es ihm gehöre. Allein Zeichen und Wunder überzeugen ihn von seinem Unrecht, und Basawa erhält Amt und Siegelring zurück. Bald wird Bizzala's Verstockung jedoch von Neuem offenbar. Er läßt zwei frommen Lingaiten aus Stolz und Religionshaß die Augen ausstechen. Da versammelt sich die Menge der Lingaiten mit Basawa. Dieser erklärt, daß er die Stadt verlasse, gibt Dschagadewa den Auftrag, den König aus der Welt zu schaffen und zieht, den Fluch über die Stadt aussprechend,

nach Sangameschwara. Mittlerweile schlägt sich Dschagadewa mit zwei Andern bis zum Throne des Königs durch; seine Umgebung erschrickt und Bizzala fällt. Dschagadewa bereuend, daß er den König nicht früher getödtet, enthauptet sich selbst und fährt nach Keilasa (in den Himmel). Basawa erreicht Kuddali Sangameschwara und verweilt dort einige Zeit. Eines Tages preist er den Götzen Sangameschwara und bittet ihn, ihn aufzunehmen. Dieser wird lebendig, umarmt ihn und nimmt ihn in sich auf. Da fällt ein Blumenregen und Preisgesänge erschallen.

So ist Basawa von der Erde geschieden. Aber schon lange vor seinem Tode hat er den uns bereits bekannten Siddharama beauftragt, auf Erden zu bleiben, bis er komme. Dieser lebt denn auch noch nach der Volkssage im See bei Scholapura, bis Basawa vom Westen her wiederkommen wird.

Tschanna Basawa, zu deutsch „der schöne Basawa", war der Sohn der Nagalambike, der schon erwähnten Schwester Basawa's. Auch er ist nach der Darstellung der Tschanna Basawa Purana eine göttliche Person. Wie die Lebensgeschichte seines Oheims beginnt daher auch seine Geschichte in dem „Tugenden bergenden, Sünden zerstörenden" Keilasa, der Götterstadt auf dem Goldberge. Dort hielt Schiwa eines Tages eine Götter-Versammlung. Die Unsterblichen fallen vor Schiwa nieder, erheben sich wieder und stimmen einen Lobgesang auf ihren erhabenen Gebieter an. Da fragte Parvati (Schiwa's Gemahlin) ihren Gatten, ob es nicht zeitgemäß wäre, endlich das Versprechen, daß er seinen Tschitkale (die Form seiner Erkenntniß) senden wolle, zu erfüllen. Schiwa denkt über sich selbst nach, und es wird von ihm der wie tausend Sonnen glänzende Schanmukhi (der 6 Gesichter Habende) geboren. Dieser erhält den Auftrag, auf die Erde zu gehen, damit er dort dem in Basawa erschienenen Nandi und seinen Begleitern das Geheimniß der 6 loci *)

*) Nämlich 1) den locus von der Frömmigkeit; 2) den von der Gnade; 3) den vom Lebens-Linga; 4) den von den Frommen; 5) den von der Vereinigung mit Gott; 6) den von den Maheschwara's.

offenbare. Schanmukhi wünscht jedoch die Gründe dieser Sendung zu erfahren; deßhalb erzählt ihm Schiwa, wie in einer früheren Versammlung auf Narada's Berichte über den Zerfall der Schiwa-Religion hin, beschlossen worden sey, Nandi zur Wiederherstellung derselben auf die Erde zu senden, und wie diesem als Beistand und Helfer Tschitkale verheißen worden, der ihn in die Tiefen der Wira Schaiwa-Religion hineinführen solle. Nun erklärt sich Schanmukhi bereit, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen. Sofort verbirgt Schiwa den Schanmukhi (sein Tschitkale) in seinem Gesicht und begibt sich nach Kalyana in das Haus der Nagalambike. Diese lebte in dem Hause ihres Bruders Basawa, ihre Tage in andächtiger Verehrung des Guru (geistlichen Vaters) Linga und Dschangama verbringend, und hatte sich, nachdem sie Schiwa das Opfer dargebracht, zur Ruhe begeben. An Schiwa denkend, verfiel sie in eine Entzückung. Aus dieser erweckte sie Schiwa in Gestalt eines Bettelmönchs. In demselben Moment steht er aber in Gemeinschaft seiner Gemahlin in seiner eigenen furchtbaren Gestalt vor ihr und spricht: „Zweifle nicht! ich thue dir ein neues Wunder kund. Durch meinen Segen, der da ist mein Tschitkale, wird von dir geboren ein Wundermann, angebetet auf der ganzen Erde, der da hat die heil. Kenntniß der 6 loci. Der Sohn deines Leibes wird aufrichten die Schaiwa-Religion, vernichten die Dschain-Bauddha- und Tscharwaka*)-Religion und geben wahre Glückseligkeit Basawa und den andern Schiwaiten, indem er sie einführt in die heiligen Wissenschaften der 6 loci. Zeige an allen Schiwaiten die Kunde der Empfängniß ohne Verzug." Nagalambike öffnete das Auge und sah Schiwa nicht mehr. Während sie darüber denkt, wie das Gesicht, obgleich ein Traum, doch kein bloßer Traum seyn könne, röthete sich der Morgenhimmel.

Gemäß dem göttlichen Befehl erzählt Nagalambike ihrem Bruder und vielen Lingaiten das Ereigniß der Nacht. Da

*) D. h.: Wischnu-Religion.

wuchs die Schlingpflanze der Herzensfreude Aller, und von Haus zu Haus lief das Gerücht von der Hoffnung der Nonne. Die Guten nannten sie eine Prophetin, die Schlechten spotteten. Der König aber, durch die Hauptverläumder Basawa's ins Geheime von der Sache unterrichtet, begibt sich in dessen Haus, um der Sache auf den Grund zu kommen. Nagalambike bezeugt, daß sie durch den Segen des Schiwa in diese Umstände gekommen. Der König verlangt aber, daß das Kind selbst die Wahrheit des Gesagten bezeuge. Da gibt das ungeborne Kind mit einer Stimme, die alle Himmelsgegenden erfüllt, Zeugniß, daß es der Tschitkale Schiwa's sey. Dennoch zweifelt der König. Da riß sich Nagalambike mit den Nägeln den Leib auf, und ein Knabe, glänzend wie die Sonne, mit Asche beschmiert und mit dem Linga geschmückt, taucht die ganze Versammlung in Verwunderung ein. Die göttlichen Trommeln wirbeln, und die Unsterblichen schütten einen Blumenregen herab. Basawa ist vor Freude außer sich. Der König wirft sich auf die Erde und fleht um Vergebung. Die Bilder der Schiwa-Tempel wandelten. Den Jaina's entfiel der Muth und Yama selbst (der Tod) erschrak. Die Sündenmenge verschwand.

Nach einiger Zeit veranstaltet der König einen festlichen Umzug zu Ehren des Knaben, den er in einem prächtigen Tragsessel umher tragen ließ. In der Nacht darauf aber erschien Schiwa und Parwati der Mutter und dem Knaben, und Schiwa weiht den Letztern ein, indem er ihm den dreifachen Leib *) und den dreifachen Linga **) gab, und ihm den Namen Tschanna Basawa beilegt. Am Morgen zeigt die Mutter die goldene Wiege und die übrigen Kleinodien, welche der Besuch zurückgelassen, und Basawa baut seinem

*) Den groben Leib, den feinen Leib (das Leben in seiner Erscheinung) und den ursächlichen Leib (den Grund und die Stütze des Lebens).

**) Den Ischta-Linga, der von dem Lingaiten in einer silbernen Büchse auf der Brust getragen wird, den Prana-Linga (Geist) und den Bhawa-Linga (höchsten Geist).

Neffen einen großen Palast, den er mit einer großen Zahl von Eingeweihten bewohnt.

Bei einem Besuch, den Basawa dort macht, belehrt Tschanna Basawa den Oheim darüber, daß die Seele, der Geist des Menschen, der wahre Linga und der eigentliche Gegenstand göttlicher Verehrung sey. Zugleich ermahnt er ihn die Dschangamen nicht in seinem Hause zu beherbergen, sondern sie in besonders dazu gebaute Klöster zu versetzen und mit dem nöthigen Unterhalt zu versehen. Bald stand auch eine Anzahl Klöster fertig da, welche 96,000 Priester aufnehmen konnten. Diese weigerten sich aber zum Theil, die neue Wohnung zu beziehen. Tschanna Basawa nöthigte sie jedoch dazu dadurch, daß er ihre frühere Wohnung anzündete. Ein anderes Mal belehrt der Neffe den Oheim über die Art und Weise, wie sich die Verehrer des Prana Linga zu verhalten haben, indem er ihm einige Geschichten erzählt, aus denen erhellte, daß der Verlust des Linga den Verlust des Lebens nach sich ziehe, und seine Wiedergewinnung dasselbe wiedergebe.

Unter den beiden Gottesmännern Basawa und Tschanna Basawa blühte nun das Leben in Kalyana wunderschön empor. Alles Große, Schöne und Gute fand sich da in reicher Fülle; daher strömten die Schiwa-Verehrer von allen Seiten herbei, um die beiden großen Männer zu sehen. Tschanna Basawa wurde zum Oberpriester eingesetzt. Aber wie gegen den Oheim, so stachelte Mantschanna auch gegen ihn den König auf, indem er demselben einflüsterte, Tschanna Basawa werde bald das ganze Land in seine Gewalt bekommen. Der König ließ ihn daher rufen; um ihn zu täuschen, bringt er aber nicht gegen ihn, sondern gegen seinen Oheim alle möglichen Klagen vor: wie er ein großes Wesen mache, den Staatsschatz verschwende, wie Alles von Dschangamen voll sey, überall die Spuren ihrer Plünderung und die Schändlichkeit ihres Hurenlebens sichtbar werden. Allein Tschanna Basawa durchschaut den König. Er versichert, daß Diebstahl und Hurerei unter Lingaiten keinen Eingang finden können, bei der Kaste der Kschatrya's da-

gegen das Laster gewöhnlich sey. Dieses zu tilgen gebe es aber eine Sittenlehre für Könige, die er denn nun vorträgt, und die vieles sehr Treffliche enthält, stets aber auf das Ziel lossteuert, den König von der Thorheit jedes Widerstandes und von der Unentbehrlichkeit Basawa's zu überzeugen.

In ähnlicher Weise ist in die Darstellung einer nächtlichen Wanderung des Königs, bei welcher der Dichter die Frauen der Stadt die Musterung passiren läßt, eine Belehrung über das Leben in Haus und Ehe verflochten, welche zwar manche psychologisch feine und moralisch gute Bemerkungen enthält, aber denn doch weit entfernt ist, sittlich erneuernd auf die Verehrer Tschanna Basawa's einzuwirken.

Die Philosophie, welche Tschanna Basawa dem von seinem Oheim aufgebrachten Religionssystem unterlegt, trägt derselbe nach der Darstellung der Tschanna Basawa Purana aus Veranlassung eines Besuchs, den Prabhu und Siddharama in Kalyana machen, auf Verlangen des Letztern vor. Diese hier mitzutheilen, gestattet weder der Raum noch die Rücksicht auf einen großen Theil meiner Leser. Diese ersehen schon aus dem Bisherigen, in welchem Verhältniß der Neffe zu seinem Oheim steht. Beide sind göttlichen Ursprungs, Incarnationen göttlicher Personen. Wie Basawa die Menschwerdung Nandi's der personificirten und hypostasirten Freude Schiwa's ist, und das Wesen der Frömmigkeit darstellt, so erscheint Tschanna Basawa als die Menschwerdung Schanmukhi's des personificirten und hypostasirten Tschitkale's des Schiwa und ist die Frömmigkeit in der Form der Erkenntniß. Darum sind sie im Leben unzertrennlich. Tschanna Basawa ist getragen und beschützt von Basawa, und wäre nichts ohne diesen; Basawa aber empfängt seine besten Gedanken, sein Licht von Tschanna Basawa und demüthigt sich daher beständig vor der Weisheit seines Neffen.

Was nun aber den Grundcharakter des Lingaitismus betrifft, so besteht derselbe fürs Erste darin, daß die Stifter desselben einerseits die Wesenheit Schiwa's, andererseits die Superiorität desselben über alle andern Götter aufs Stärkste

hervorheben, ja so hoch steigern, daß ihnen die Idee eines einigen Gottes aufleuchtet, der allein anzubeten sey und dessen Symbol der Linga ist, den jeder tragen muß.

Hieraus ergibt sich als practische Consequenz im Gegensatz gegen den Buddhismus die energische Forderung practischer Gottesverehrung; im Gegensatz gegen die Religion der Brahminen, auf dem Gebiet des Cultus die Abneigung gegen Opfer und Feste, auf dem Gebiet des geselligen Lebens die Opposition gegen das Kastenwesen, auf dem Gebiet der Literatur die Abneigung gegen mythologische Traditionen. Der Lingaitismus setzt an die Stelle der Meditation und Ascese der Buddhisten eine Art rationalistischer Moralität, freilich mit einer keineswegs consequenten Condescendenz zur Liederlichkeit der Dschangamen; an die Stelle des Bilderdienstes mit allerlei Opfern und Festen und sogar an die Stelle des Tempelbesuchs die Verehrung des Linga, der für ihn seine ursprüngliche Bedeutung, Symbol der Zeugungskraft der Natur zu seyn, völlig verloren hat und zum reinen Amulet wird, und des Guru (des geistlichen Oberen), dessen Fußwasser er sogar trinkt; an die Stelle der Mythen, wie sie der Brahmine liebt, die Legenden der Puratanaru's (Altväter, d. h. musterhafter Lingaiten).

Der zweite Grundzug im Charakter des modernen Lingaitismus aber besteht darin, daß, ganz im Gegensatz gegen die eben hervorgehobene Erhebung Schiwa's über alle Götter, dieser Gott selbst wieder ganz zurücktritt gegen die Puratatanaru's, namentlich aber gegen die beiden Stifter des Lingaitismus, den Basawa*) und Tschanna Basawa. Schon in der Basawa Purana macht er eine ärmliche Figur, später aber erscheint er oft nur als der schlechte Kerl, der sich vor der „Frömmigkeit" seiner Verehrer schämen und ihnen dann, freilich inconsequent genug, die Absorption in sein Wesen

*) Im Cultus wird Basawa oft geradezu mit Schiwa confundirt und unter dem Bilde eines dem Schiwa heil. Ochsen verehrt, wozu der Umstand beitragen mochte, daß im alten Schiwadienst der Nandi Schiwa's Träger war, und Basawa, ein verdorbenes Sanskrit-Wort, Ochse bedeutet.

gewähren muß. Die gescheidteren Lingaiten retten sich deßwegen sehr häufig aus den Widersprüchen ihrer Traditionen und Lehren vermittelst irgend eines philosophischen Systems (meistens der Wedanta) geradezu in den Pantheismus hinein.

Fürs Dritte sind im Lingaitismus nicht zu übersehen die buddhistischen, muhammedanischen und christlichen Reminiscenzen. Aus dem Buddhismus entlehnt ist das Klosterwesen, die Hervorhebung des Guru, die Verehrung der Dschangamen und die Hierarchie der Priester. Muhammedanischen Ursprungs ist außer dem Namen Allamma Brabhu's (offenbar aus Allah zusammengesetzt), ohne Zweifel der Gegensatz gegen den Quietismus der Buddhisten, und die Zersplitterung des Brahmanismus. Christliche Reminiscenzen aber scheinen in so vielen Stellen im Leben der beiden Religionsstifter, namentlich aber in den Auferweckungsgeschichten und in den Erzählungen der Siddharama durch, daß man versucht seyn kann, beide Biographieen für eine sehr geflissentliche, freilich aber schlecht genug gelungene Nachahmung der evangelischen Geschichte zu halten.

Wie diese verschiedenen sich sogar oft ganz widersprechenden Elemente, die den Lingaitismus constituiren, zu Einem System verbunden werden konnten; welche Bedeutung jedes derselben hat; wie sie sich aus einander ergeben und im Lauf der Geschichte verschieben, dieß zu erklären ist die Aufgabe der Religionsgeschichte des modernen Indiens. Offenbar hat der Lingaitismus nicht bloß die vor ihm vorhandenen Culte verdrängt, sondern auch selbst wieder mancherlei Modificationen erfahren. Der Lingaitismus unserer Tage scheint bereits nicht mehr dem System der Basawa und Tschanna Basawa Purana zu entsprechen. Bei seiner ersten Entstehung aber wirken so verschiedene und ungleichartige Elemente, die uns noch nicht völlig bekannt sind, mit, daß es in diesem Augenblick noch nicht möglich seyn dürfte zu bestimmen, ob der Lingaitismus eine Reaction des Buddhismus gegen den Neu-Schiwaismus oder eine Reaction des letztern gegen den erstern, oder, was allerdings das Wahr-

scheinlichste ist, der alten aber in origineller Weise umgestalteten Schiwa-Religion gegen jene beiden ist.

Der Einfluß des Muhammedanismus und des Christenthums auf den Lingaitismus ist vielleicht der Grund, warum derselbe dem Geschlecht der Hindu's mehr Erneuerungskräfte zuführte, als dieß andere Culte vermochten. Jedenfalls bilden manche in ihm nun schon eingebürgerte Gedanken und Tendenzen eine Art Anknüpfungspunkt für die christliche Mission unter seinen Bekennern. Dagegen ist auf der andern Seite der erstere Umstand auch wieder die Hauptursache des ungewöhnlich starken Widerstands, den der Lingaitismus dem eindringenden Evangelium leistet, und entspringt aus dem zweiten für die Christengemeinden aus den Lingaiten später ohne Zweifel eine große Gefahr, die Gefahr nämlich, heidnische Ideen in ihr christliches Leben und Denken herüber zu nehmen. Wie es aber damit auch gehen möge, so lange der Lingaitismus nicht überwunden ist, wird die Mission in Südmahratta nicht triumphiren dürfen. Dagegen wird das kräftige Geschlecht der Südmahratten auch eine Hauptsäule der zukünftigen Kirche Indiens werden, wenn es gelingt, dasselbe gründlich zu Gott und Christo zu bekehren.

Verantwortliche Redakteure: Inspector Josenhans und Pfarrer Peter.
Druck von Felix Schneider in Basel.

Lingayat I 134, 137

wollten mit einander zu Land an der Küste hinaufgehen. Mein Neffe sollte mit unserem Knechte zu Schiff nach Honor reisen und dort mit uns zusammentreffen. So brach ich denn am 15. Nachmittags mit Miss. Mögling auf. Das Ziel für diesen Tag war die Stadt Mulki, 6 Stunden nördlich von Mangalur, damals unsere einzige ländliche Station im Tululande und die einzige Station, außer Mangalur, im Canara-Gebiet,*) die damals besetzt war.

Wir reisten mit der Post. Man wird, wenn man so reist, von sogenannten Kulis getragen, entweder im Palankin oder in der Manschil. Wir wählten der Wohlfeilheit wegen das Letztere. Die Manschil ist eine hölzerne Bettrahme, mittelst eiserner Stangen an eine Bambusstange befestigt, über welche ein großes viereckiges Dach, aus zwei Palmblättern versertigt, nach der Sonne drehbar, ausgebreitet ist. Auf diese Rahme wird ein Teppich oder eine kleine Matratze gelegt, auf welcher der Reisende sich ausstreckt. Acht Träger, je vier abwechslungsweise, nehmen diesen Postwagen an den Enden der Bambusstange auf die Schulter, und laufen in einem leichten, kurzen Trab davon. Alle drei 3—4 Stunden bekommt man neue Träger, deren jeder für seine Dienste 12 Kreuzer bekommt. Es ist dieß die wohlfeiste Art zu reisen. Es gibt Meilen weit keine eigentlichen Straßen, nicht einmal Fußwege nach deutscher Art. Man kann also nicht fahren, sondern nur gehen oder reiten. Will man auf den kleinen ostindischen Pferdchen reiten, so kann man nur 6—8 Stunden täglich zurücklegen und findet oft nicht einmal ein ordentliches Nachtlager, muß dann einen Pferdeknecht und einen Kuli, der das Futter trägt, haben, und wenn das Pferd nicht gut ist, muß man öfters noch einen Rasttag machen. Mit der Post geht es Tag und Nacht fort, so daß man täglich 24—30 Stunden zurücklegen kann. Mein Gefühl sträubte sich lange dagegen, daß

*) Das Tululand ist der südliche Theil von Canara. Honor, das in Nord-Canara, dem alten Haiva, liegt, war seit einigen Jahren nicht besetzt.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset